

DER FELS

Interview mit Peter Seewald:
Kirche: eine ungeheure Provokation S. 134

Stephan Baier:
Er suchte den Frieden und
fand ihn in Gott S. 141

Dr. Andreas Püttmann:
Mel Gibsons Glaubenszeugnis
"Die Passion Christi" S. 148

Katholisches Wort in die Zeit

35. Jahr Nr. 5

Mai 2004



INHALT:

Papst Johannes Paul II.:

Die Arbeit als Ausdruck der Liebe 131

Ehrendomherr Pfr. Edmund Dillinger:

Hoffnung in einer verworrenen Zeit 132

Kirche: eine ungeheure Provokation:

Interview mit Peter Seewald 134

Dr. Hermann Geißler FSO:

Von Licht zu Licht 138

Stephan Baier:

Er suchte den Frieden
und fand ihn in Gott 141

Jürgen Liminski:

Risse in der sozialen Haut 144

Dr. Andreas Püttmann:

Mel Gibsons Glaubenszeugnis
„Die Passion Christi“ 148

Jürgen Liminski:

Mut zum Kind
– eine Frage des Glücks 153

Zeit im Spektrum 155

Bücher 157

Forum der Leser 159

Impressum „Der Fels“ Mai 2004 Seite 159

Titelbild: Pfingstfest, Hans Memling, 1433-1494; Alte Pinakothek; München,

Fotos: 131 Christa Meves: Ein neues Vaterbild, Christiana-Verlag, CH-Stein am Rhein, S.71; 132 R. Gindert; 133 Archiv; 134, 135 DVA-Verlag; 138 Stumpf; 139 Archiv; 141, 142, 143 Baier; 145, 147, 154 Liminski; 148, 149, 150, 151, 152 www.hollywoodjesus.com/movie/passion; 159 H. Herzberg; Margarete Sommer, Titelbild
Text: H. Herzberg „Dienst am höheren Gesetz“, ISBN 3-933757-02-9 C SERVI 2000



Liebe Leser,

wir leben in der nach-
österlichen Zeit in der Gewiss-
heit, dass der Herr von den To-
ten auferstanden ist. Das ist der
einzige und wahre Grund unse-
rer Hoffnung. Die jedes Jahr wie-
derkehrenden Versuche einiger
Theologen und Medienleute, uns
dies mit neuen Deutungs-
versuchen auszureden, geben
wir gelassen dorthin, wo sie hin-
gehören – in den Papierkorb.

Wir gehen auf Pfingsten zu, auf
das Kommen des Hl. Geistes. Er
gab den Jüngern zur Oster-
gewissheit den Mut, die Angst der
„verschlossenen Türen“ abzule-
gen und sich in die Öffentlich-
keit zu wagen. Der Hl. Geist ver-
schaffte ihrem Tun Richtung und
Festigkeit in der Gründung der
Kirche. Was in den 40 Tagen
nach Ostern im Gebet der Jün-
ger um die Mutter des Herrn he-
rangereift war, wird jetzt zur Bot-
schaft für alle Menschen mit of-
fener Herzen und zeigt seine
Frucht: Die Menschen verstehen
sich über die Grenzen von Ras-
se, Herkunft und Sprache
hinweg. Pfingsten wird so zum
Gegenpol von Babylon, der
Stadt ohne Gott, die einen Turm
bauen wollte, der in den Himmel
hineinragt, und in Verwirrung
und Selbsterstörung endete. Wie
viele solcher babylonischer Tür-
me wurden inzwischen in der
Geschichte der Menschheit er-
richtet, derzeit der eines verei-
nten Europas ohne Gott, den man
in der Verfassung nicht haben
will. Das vereinigte Europa soll
der mächtigste und reichste

Wirtschaftsblock der Erde wer-
den, so wurde es verkündet.
Aber im Innern der Länder und
in der Verständigung zwischen
ihnen herrscht schon jetzt eine
babylonische Sprachverwir-
rung: die von der Bindung an
Gott emanzipierten Menschen
verstehen sich nicht mehr: In
Familie und Ehe, als Sozialpart-
ner, wenn es um die Verteilung
der Lasten geht. Zwischen den
Staaten wird gestritten, wer das
Sagen hat und wie die Ab-
stimmungsmechanismen ge-
handhabt werden sollen. Der is-
lamische Terror, der inzwischen
auch in Europa Fuß gefasst hat,
soll in den strittigen Fragen ei-
nen Kompromiss erzwingen.
Aber weder der besser koordi-
nierte Einsatz der Polizei noch
Mauern oder Stacheldraht könn-
en die von den Armen der Welt
als soziale Ungerechtigkeit emp-
fundene ungleiche Verteilung
der Güter, aus der Welt schaffen.
Die ungleichen Chancen sind
ein Nährboden des Terrors. Den
wirtschaftlich entwickelten Län-
dern geht es darum, den eigen-
en Wohlstand und die Macht zu
wahren. Das erinnert an die Pa-
rabel vom reichen Jüngling, der
glaubte, Gott gegenüber alle Ge-
bote erfüllt zu haben, dessen
Herz aber an seinen Besitz ver-
sklavt war. Ihm fehlte das Ent-
scheidende, nämlich die Liebe zu
Gott und zu seinem Nächsten.
Der reiche Jüngling wollte Gott
nicht ganz in sein Herz lassen.
Er spürte das, denn er ging trau-
rig weg. Eine Art Traurigkeit liegt
auch über Europa, nämlich das
Gespür seiner Bestimmung und
seiner Rolle in der Welt nicht
ganz gerecht zu werden.

Der reiche Jüngling ist ein Ge-
genpol zu Maria. Sie verkörpert
das „Geschehenlassen des Ja“
zum Willen Gottes. Dieses Ja ist
zur Voraussetzung der Erlösung
geworden, nicht nur des auser-
wählten Volkes, sondern aller
Menschen. Damit ist Maria auch
das Vorbild aller Menschen, die
Gott in ihrem Leben Raum ge-
ben wollen.

Mit freundlichen Grüßen
aus Kaufering

Ihr Hubert Gindert

Die Arbeit als Ausdruck der Liebe

Aus dem apostolischen Schreiben „redemptoris custos“

Alltäglicher Ausdruck dieser Liebe im Leben der Familie von Nazaret ist die Arbeit. Der Text des Evangeliums gibt genau die Art der Arbeit an, mit der Josef sich bemühte, den Unterhalt der Familie sicherzustellen: das Zimmermannshandwerk. Hinter diesem einfachen Wort verbirgt sich der ganze Bogen von Josefs Leben. Für Jesus sind das die Jahre des verborgenen Lebens, von denen der Evangelist nach der Episode im Tempel sagt: „Dann kehrte er mit ihnen nach Nazaret zurück und war ihnen gehorsam“ (Lk 2,51). Diese „Fügsamkeit“, das heißt der Gehorsam Jesu im Haus in Nazaret ist auch als Teilnahme an der Arbeit Josefs zu verstehen. Er, der als der „Sohn des Zimmermanns“ galt, hatte von seinem vermeintlichen „Vater“ das Handwerk gelernt. Wenn die Familie von Nazaret in der Ordnung des Heils und der Heiligkeit das Beispiel und Vorbild für die menschlichen Familien ist, so gilt das analog auch für die Arbeit Jesu an der Seite des Zimmermanns Josef. In unserer Zeit hat die Kirche das auch mit dem auf den ersten Mai festgesetzten liturgischen Gedächtnis Josefs des Handwerkers unterstrichen. Die menschliche Arbeit und im besonderen die manuelle Arbeit finden im Evangelium besonderen Nachdruck. Zusammen mit dem Menschsein des Gottessohnes ist sie in das Geheimnis der Menschwerdung aufgenommen, so wie sie auch in besonderer Weise erlöst wurde. Dank seiner Werkbank, an welcher er sein Handwerk zusammen mit Jesus ausübte, brachte Josef die menschliche Arbeit in die Nähe des Geheimnisses der Erlösung.

Einen beachtlichen Anteil an seinem menschlichen Heranwachsen und seiner Zunahme „an Weisheit, Alter und Gnade“ hatte bei Jesus

die Tugend des Fleißes, da ja „die Arbeit ein Gut für den Menschen ist“, das „die Natur umwandelt“ und bewirkt, dass der Mensch „gewissermaßen mehr Mensch wird“.

Die Wichtigkeit der Arbeit im Leben des Menschen erfordert, dass man ihre Inhalte kennt und sich eignet, „um allen Menschen zu helfen, durch die Arbeit Gott, dem Schöpfer und Erlöser, näherzukommen, an seinem Heilsplan für Mensch und Welt mitzuwirken und in ihrem Leben die Freundschaft mit Christus zu vertiefen und durch den Glauben lebendig teilzunehmen an seiner dreifachen Sendung als Priester, Prophet und König“.

Schließlich geht es um die Heiligung des Alltagslebens, die ein jeder seiner Lage und Stellung entsprechend erlangen muss und die nach einem für alle annehmbaren Vorbild gefördert werden kann: „Der hl. Josef ist das Vorbild der Demütigen, die das Christentum für große Ziele bestimmt;... er ist der Beweis dafür, dass es, um gute und glaubwürdige Nachfolger Christi zu sein, keiner ‚großartigen Dinge‘ bedarf, sondern nur allgemeine, menschliche, schlichte, aber wahre und glaubwürdige Tugenden erforderlich sind“.

Johannes Paul II. *Redemptoris Custos* – Apostolisches Schreiben (15. August 1989)

Der heilige Josef gibt mit seiner Arbeit ein Beispiel, wie der Mensch mitwirkt an der Vollendung der Schöpfung. Der notwendige Broterwerb wird so zur Erfüllung des göttlichen Auftrags und zur Verherrlichung Gottes.





Predigt von Ehrendomherr Pfarrer Edmund Dillinger beim Konvent der „Bruderschaft der Hl. Apostel Petrus und Paulus“ im März 2004 im Bistum Speyer.

In diesen Tagen des Schreckens fragen wir uns alle: Wozu ist der Mensch fähig, welchen Horror kann er sich denn noch ausdenken, wie schlecht ist der Mensch?

Andererseits stellt sich die Frage: Wie kommt der Mensch zu diesem unwürdigen Tun, wo er doch ein Geschöpf Gottes ist, geschaffen nach Gottes Bild und Gleichnis?

Offensichtlich hat der Mensch Gott aus seinem Umfeld hinausgedrängt, er will nichts mehr von Gott, seinem eigentlichen Ursprung, wissen, will nach eigenen Regeln leben und sein Leben gestalten. Zwar kann der Mensch von Gott davonlaufen, sich vor ihm verstecken, ihm trotzig die Stirn bieten; er kann versuchen, an Gott vorbeizuleben, ohne ihn auszukommen. Er erlebt aber immer wieder, dass er ohne Gott in die Irre läuft, Schiffbruch erleidet, im eigenen Morast versinkt. Sehr deutlich wird es den Menschen bewusst, dass selbst geschaffene Lebensregeln, die gegen Gottes Gebote gerichtet sind, den Menschen letztlich zerstören. Wie armselig enden doch die vielen Größen dieser Welt, die von den Kindern dieser Welt zeitweise angehimmelt werden, die meinen, dieses Leben nach eigenem Geschmack genießen zu können, ohne die Gebote Gottes beachten zu müssen. Letztendlich landen sie aber in der Psychiatrie, in Suchtanstalten, oder sie machen ihrem Leben gewaltsam ein Ende.

Ehrendomherr Edmund Dillinger:

Hoffnung in einer verworrenen Zeit

Wir können als Verkünder der Botschaft Gottes nicht verschweigen: Alles Irdische vergeht, alles ist nichtig, aber Gottes Gebot bleibt bestehen für immer. Das ist die Erfahrung der Geschichte, die wir überzeugt verkündigen müssen.

Deshalb haben wir den festen Glauben, dass nur die Verbindung des Menschen mit Gott eine menschenwürdige Gesellschaft gestalten kann. Schon Irenäus von Lyon (+ 202) schreibt in seinem Buch 'Gegen die Irrlehren': „Moses gebot, Gott zu lieben, und verlangte,

Die Menschen haben Gott vergessen

Alexander Solschenizyn

Gerechtigkeit gegenüber dem Nächsten zu üben... Durch die Zehn Gebote bereitete er die Menschen vor auf die Freundschaft mit ihm selbst und auf die Eintracht mit dem Nächsten... Liebe den Herrn, deinen Gott, hör auf seine Stimme, und halte dich an ihm fest, denn **er ist dein Leben.**“

Sehr eindringlich hat es der Literatur-Nobelpreisträger Alexander Solschenizyn, der als 'das Gewissen Russlands' und als 'prophetischer Rufer in der Wüste' gilt, in seiner 'Londoner Rede' 1983 ausgedrückt: „Wenn man mich auffordern würde, das wesentliche Merkmal dieses Jahrhunderts zu benennen, dann finde ich dafür nichts Genaueres und Wichtigeres als dieses: Die Menschen haben Gott vergessen. Das ist der Grund für die Probleme des 20. Jahrhunderts. Wir werden keine Lösungen finden ohne die Umkehr des Menschen zum Schöpfer aller Dinge. Weil dem

menschlichen Bewusstsein das Gefühl für die Erhabenheit des Göttlichen abhanden gekommen ist, entstanden die schwersten Verbrechen dieses Jahrhunderts. Eine derart organisierte, militarisierte und konstant bösartige Gottlosigkeit, wie sie im Marxismus auftritt, hat die Welt noch nie erlebt. Der Atheismus ist die wichtigste Antriebskraft des Kommunismus. Doch der Kommunismus ist dazu verurteilt, das Christentum niemals besiegen zu können. Dem voreiligen Fortschrittsglauben der letzten zwei Jahrhunderte, der uns ins Nichts und an den Rand des Todes geführt hat, können wir nur die beharrliche Suche nach der ausgestreckten Hand Gottes entgegenstellen, die wir so unbekümmert und überheblich zurückgestoßen haben. Doch gerade bei solchen Heimsuchungen zeigen sich die größten Fähigkeiten der menschlichen Seele.“ (vgl. Ecclesia-Plakat Nr. 1307 vom 15.3.2004; Ecclesia-Verlag, Postfach 7680, 48041 Münster).

Die ausgestreckte Hand Gottes – das ist der Erlöser Jesus Christus, der für uns Menschengestalt angenommen hat und am Kreuz als Sühne für uns gestorben ist. Jesus will uns mit Gott versöhnen. Die letzte Antwort Gottes auf unsere Verfehlungen, Lieblosigkeiten, ja Verbrechen, ist das Erbarmen. Er kann verzeihen, wie es das Gleichnis vom verlorenen Sohn des Evangeliums zeigt. Aber der Mensch, der eigenwillig seinen falschen Weg gegangen ist, muss Einsicht, Reue zeigen. „Vater, ich bin nicht mehr wert, dein Sohn zu heißen, denn ich habe gegen dich gesündigt.“ Und der gütige Vater, unser liebender Gott verspricht uns Heil, Glückseligkeit, Erlösung. Der sich bekehrende Sünder ist zu einem neuen

Leben auferstanden: „Mein Sohn hier war tot und lebt wieder, er war verloren und ist wiedergefunden.“ Dann feierten sie das Festmahl, heißt es im Text des Evangeliums weiter. Das feiern wir jetzt hier in der Kirche – wie in vielen Kirchen auf dem ganzen Erdball zu dieser Stunde. Der religiöse Mensch kann beten und meditieren, d.h. mit Gott ins Gespräch kommen, seine ‘Verbindung mit Gott’ freudig schauen, seinen Lebensweg überdenken und eine Sinnhaftigkeit entdecken. Im Gegensatz dazu der gebrochene Mensch: er muß sich betäuben, durch Drogen in Trance versetzen, weil er sonst die Einsamkeit und Verlorenheit seines Schicksals nicht mehr ertragen kann.

Vor einigen Wochen fand in Augsburg der Kongress ‘Kirche in Not’ statt. In der Berichterstattung des ‘Osservatore Romano’ (vgl. Nr. 11, 12. März 2004, S. 6) wurde dieser Kongress genannt „ein wahres Festival des Glaubens mit einem Feuerwerk von Glaubenszeugnissen“. Hier wurde für uns in Deutschland ein Zeichen gesetzt, das in die Zukunft weist, Hoffnung und Zuversicht für eine Kirche, die wieder erneut im Kommen ist.“ Aus allen Teilen der Welt sind Katholiken gekommen, die über die Kraft und Jugend der Kirche in anderen Ländern Zeugnis ablegen, die das „alte Europa mit den gefüllten Händen, aber leeren Herzen“ (Domkapitular Bertram Meier, Augsburg) beschämen. Der Generalvikar des nigerianischen Bistums Enugu, Obiora Francis Ike, mit dem wir in freundschaftlicher Verbindung stehen, sagte: „Allein in diesem Jahr werden in meinem Bistum 500 junge Männer zu Priestern geweiht, 7000 bereiten sich in unseren Priesterseminaren in Nigeria auf die Weihe vor. Sie könnten *Missionare werden für die europäische Kirche in Not.*“ Wahrhaftig, die Kirche lebt, vertrauen wir doch fester auf Christus!

In dieser freudigen Hoffnung müssen wir in Deutschland eine Notwendigkeit zum Neudenken, zum Umkehren, zum Missionarisch-Sein erkennen. Der Papst hat den Begriff der Neu-Evangelisierung geprägt. Wir alle sollen darauf hin-



Anastasis – Auferstehung. Ikone aus der Nowgoroder Schule; 15. Jahrhundert (Kunsthist. Museum Nowgorod). „Christus erstand von den Toten, nachdem er den Tod durch den Tod vernichtet hat und den in den Gräbern Ruhenden das Leben geschenkt hat.“ – Die klassische östliche Oster-Ikone zeigt Christus, den Sieger, in der Aureole, wie er Adam am Handgelenk fasst und aus dem Tod in sein Leben zieht. Adam gegenüber die Christus anbetende Eva. Links die Propheten, welche die Auferstehung weissagten, rechts die heidnischen Philosophen. Unter den Füßen des Erlösers die zertrümmerten Hadespfosten: Pfosten, Schlösser, Riegel, Schlüssel. –

„Unter den Verstorbenen ist Gott, unter den Toten das Leben. Mit denen in der Finsternis ist das Licht, mit dem Gefangenen der Befreier.“ (Aus dem östlichen Oster-Hymnus.)

„Wir wollen uns rühmen der Hoffnung auf die Gottesherrlichkeit“ (Röm 5,2)

wirken, dass unsere katholische Kirche in Deutschland nicht als Bürokratie und Wohlfahrtsinstitut wahrgenommen wird, sondern als erhebender Ausdruck von Glaube und Nächstenliebe. Wir alle müssen endlich wahrnehmen, wieviel spiritueller Hunger in unserem Volk herrscht.

Erzbischof John Foley, Präsident des Päpstlichen Rates für die sozialen Kommunikationsmittel ruft uns auf, für die Verkündigung der Botschaft Jesu Presse, Radio, Fernsehen und Internet zu benutzen. Auch Religion brauche Medienecho, brauche kompetente, fachkundige Berichterstattung.

„Habt keine Angst, euer Licht Christi in der heutigen Welt leuchten zu lassen.“

Wir haben die positiven Ereignisse in Deutschland, auf die wir hinweisen müssen und die uns stärken: Den Kongress ‚Freude am Glauben‘, den Katholikentag, und im kommenden Jahr 2005 den Weltjugendtag mit unserem Papst in Köln.

Wir Christen glauben, dass die Geschichte der Menschheit ein Ziel hat: Die Teilhabe des Menschen an Gottes unvergänglichem Leben. Das bringt Sinn in die vernunftbegabte Schöpfung des Menschen, das ist die Antwort auf die beharrlichen Fragen des Menschen nach seiner Existenz. Das ist aber auch die einzige Rettung, die dem Menschen in der Abscheulichkeit seiner täglichen Erfahrungen als Gabe Gottes geschenkt ist. Weil wir diese Hoffnung haben, darf der Widerstand einer glaubensfeindlichen Welt, wie wir alle sie heute massiv um uns herum erfahren, uns keineswegs erschrecken.

Christus hat uns errettet, er hat uns das Licht des unvergänglichen Lebens gebracht. Er ist für uns und für alle Menschen der einzige Weg, die einzige Wahrheit, das wahre Leben.

Ich möchte mit dem tröstlichen und frohmachenden Wort des Propheten enden – nehmen Sie diesen Satz als Stärkung mit in die kommende Woche:

„Der Herr ist mein Hirt – nichts wird mir fehlen.“ Amen □



Peter Seewald, Jahrgang 1954, war Redakteur und Autor bei Spiegel, Stern und dem Magazin der Süddeutschen Zeitung. Seine Dialogbücher mit Kardinal Joseph Ratzinger Salz der Erde und Gott und die Welt wurden in 16 Sprachen übersetzt. Er ist Herausgeber der Bibliothek der Mönche. Zuletzt erschien von ihm „Grüß Gott. Als ich begann, wieder an Gott zu denken“. Peter Seewald lebt mit seiner Familie in München.

In der Kirche beheimatet

Sie sind getauft, gingen wie andere katholische Kinder zur Erstkommunion, hatten Religionsunterricht. Gab es in der Familie oder Schule ein religiös prägendes Ereignis oder eine solche Persönlichkeit?

Ich bin in meiner niederbayerischen Heimat in einem Umfeld aufgewachsen, in dem das Katholische nicht das Seltsame, sondern das Normale war. In meiner Gemeinde gab es damals keine eigene Kirche, so dass die Messe von einem „Herrn Kooperator“ in einer winzigen Kapelle gefeiert wurde. Der Altarraum war der Grotte von Lourdes nachgebildet, alles war schwarz vom Rauch der Kerzen,

und an den Fenstern leuchtete das mächtige Herz Jesu.

Meine Eltern waren nicht sonderlich fromm, aber immerhin schickten sie uns Kinder sonntags in die Kirche, und ich war mit Begeisterung Ministrant. Es waren keine außerordentlichen einzelnen Erlebnisse oder eine spezielle Person, die mich da geprägt hätten – außer vielleicht meine Großtante Peppi, ein älteres „Fräulein“, wie man damals sagte, das täglich in die Messe ging, Babyhöschen für die Mission strickte und in der Tat so lammfromm war, dass man in ihrer Nähe fast automatisch auch selber ein besserer Mensch wurde. Insgesamt aber war ich schon sehr bewegt von diesem Raum an Heiligkeit, der uns zur Verfügung stand. Die Zeremonien, die Heiligengeschichten, die ernstesten Messfeiern – all das ergab eine Art Leiter, auf der es nicht allzu schwer war, zu Gott hinaufzusteigen.

Wo sehen Sie im Rückblick die weigentliche Ursache dafür, dass sich das, was wir Taufgnade nennen, nicht entfalten konnte. War es eine fehlende persönliche Beziehung zu Gott, der Protest gegen Scheinheiligkeit, krasses Unrecht unter dem Deckmantel der Christlichkeit, das Sie persönlich erfahren oder mit ansahen, das Sie in den Widerstand trieb?

Die Taufgnade ist ja nicht eine Art von Zauber, der sich wie ein unsichtbarer Schutzfilm einfach um die ganze Person stülpt, man muss dieser Gnade auch entsprechen, ihr antworten. Und in einem bestimmten Alter fällt das Antworten ganz schwer. Man will neue Wege gehen, sich emanzipieren von der Welt der Erwachsenen. Mein eigenes Heranwachsen fiel dabei in die Zeit der Nachwehen der antiautoritären Rebellion. Heute wissen wir, dass diese Bewegung wie ein Tornado auch gewaltige Verwüstungen anrichtete, damals allerdings erschien uns die Revolte wie ein längst überfälliger Befreiungsschlag, der Aufbruch in eine neue Ära. Irgendwann traf ich auf die Ideen des Kommunismus‘ mit seiner Forderung, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu beenden.

Wir wollten damals nicht nur alles anders, sondern auch alles bes-

Kirche: die ungeheure Provokation

Interview mit Peter Seewald

ser machen. In unseren Augen hatte sich die Elterngeneration, die nur noch einem spießigen, inhaltsleeren Leben nachhing, diskreditiert. Im Grunde genommen galten uns alle bisherigen Werte, Traditionen, Tugenden als verdächtig, wenn nicht gar als schädlich. Es entsprach ja gerade dem satanischen Wesen des Hitlerismus, dass er auch das Gute schlecht machte. Was die Kirche betraf: dass diese von Beginn an die einzige Institution ist, die über zweitausend Jahre hinweg die Ideen von Freiheit, Brüderlichkeit, Liebe auf ihre Fahnen geschrieben hatte, konnten wir nicht erkennen. In gewisser Weise waren wir blind geworden. Man betrachtete alles nur noch im negativen Abbild. Und dass Vertreter und Anhänger dieser Religion in ihrem Berufschristentum die eigenen Ideale nicht auch lebten, war natürlich Wasser auf unsere Mühlen.

Wie vollzog sich der Bruch mit der Kirche?

Dieser Bruch vollzog sich in einem langsamen Weggehen, einem allmählichen Verdrängen und Vergessen. Die religiösen Wurzeln waren vorhanden, nicht aber gleichzeitig ein christlicher Überbau, der stark genug gewesen wäre, den verlockenden Idealen des Kommunismus widerstehen zu können. Im Nachhinein glaube ich, dass wir weder die Botschaft Jesu richtig kennen gelernt hatten noch die Kirche selbst. Darüber hinaus war der Glaube erst recht nicht auch auf Schlechtwetter ausgerichtet. Nach den Verheerungen des Nationalsozialismus konnte sich schließlich auch niemand vorstellen, dass es jemals wieder eine Zeit geben könnte, in der ein neues Heidentum die dominierende Rolle übernimmt.

Als ich diese Kirche Jahrzehnte

später, um es salopp zu sagen, auch als eine global kämpfende Bewegung für „Love and Peace“ sehen konnte, die sich fast schon verzweifelt gegen die Versuchungen des Zeitgeistes wehrt, mit einem Papst an der Spitze, der nicht müde wird, die Empfehlungen und Forderungen Gottes für ein gutes Leben in die Höhe zu halten, bin ich richtiggehend erschrocken. Mit 18 wäre mir freilich nie in den Sinn gekommen, den „Stuhl Petri“ als moralische Instanz zu sehen. Für mich war ganz klar: Das Christentum, dieses Relikt aus finsternen Tagen, und ganz speziell der Katholizismus, hatte sich überlebt. Von daher erschien es mir nur konsequent, der Mutter Kirche Auf Wiedersehen zu sagen.

Außerhalb der Kirche

Wie war das mit der neuen Heimat? Ein Leben im Grunde wie bisher, konsum-orientiert, in dem Gott keine Rolle spielte, wie bei Tausenden anderer, die formell noch in der Kirche sind. Oder war das eine neue geistliche Heimat, vielleicht sogar ein geistliches Abenteuer?

Natürlich war die politische Linke für mich in jeder Beziehung Heimat. Wir waren felsenfest davon überzeugt, im Besitz der einzig richtigen Weltanschauung zu sein. Als ein Beleg dafür galt uns alleine schon die Tatsache, von Polizei und Justiz, diesen Bütteln des Kapitals, so hartnäckig verfolgt zu werden. Bei mir selbst waren als Rädelführer Hausdurchsuchungen an der Tagesordnung, und dass ich später von der Schule und sogar aus einem Lehrvertrag entlassen wurde, konnte mich nicht weiter irritieren.

Konsum-orientiert waren wir freilich nie. In unseren Aktionsgruppen bekämpften wir nicht nur den bürgerlichen Machtapparat, sondern auch die kapitalistische Vorstellungswelt und die Manipulationen, von denen wir überzeugt waren, dass sie die Menschen verdummen und zu willenlosen Marionetten machen würden. Wir träumten halt allzu gerne von einer Welt, in der es keine Reichen und keine Armen mehr geben sollte. Jedem nach seinen Fähigkeiten, jeder nach seinen Bedürfnissen, das war die Losung, und die ist ja auch nicht verkehrt. Sie stammt im Grunde nicht von Marx, sondern vom heiligen Benedikt.

Warum hielt das neue Glück nicht?

Unsere Bewegung hatte zunächst auch sehr romantische Züge. Und die revolutionäre Attitüde von Führern wie Mao oder Che Guevara konnte einen schon begeistern. Obendrein hat es sehr viel Spaß gemacht, die Bürger ein wenig aufzuschrecken und einen Kreis von Gleichgesinnten um sich zu scharen, mit denen man eine ganze Stadt in Atem halten und gleichzeitig ein „freies Leben“ führen konnte. Das Engagement war ehrlich, und die Absichten waren lauter. Allerdings hat mich die eingeforderte „Diktatur des Proletariats“ mehr und mehr stutzig gemacht. Hinzu kamen die Strukturen unserer kommunistischen Organisation, die mit dem Bild der freien Gesellschaft, die wir propagierten, nicht übereinstimmten. In diesem Zusammenhang ist interessant, dass die frühere Linke heute genauso wenig daran interessiert ist, ihre eigenen Irrtümer aufzuklären und Abbitte zu tun, wie man es nach dem Krieg den Altnazis vorgeworfen hatte.

Mir wurde jedenfalls klar, dass eine zentral gesteuerte kommunistische Gesellschaft der eigentlichen Anlage des Menschen nicht entspricht und nur über die permanente Brechung des Individuums aufrechterhalten werden kann. Die Würde des Menschen wird dabei zur Verhandlungssache. Sie orientiert sich an von Komitees festgesetzten Zwecken, die wiederum jedes ihrer Mittel für heilig halten. Das war nicht mehr meine Welt.

Dann waren sie wohl eine Zeit in einer Art Niemandsland, also dort, wo die große Zahl der Menschen in unserem Land steht?

Ich hatte nun nicht nur meine frühere religiöse Heimat verloren, sondern auch meine politische. Was nicht hieß, dass ich mich für Politik und Gesellschaft nicht mehr interessierte. Allerdings war ich allergisch geworden gegen das Nachplappern des allgemeinen, modischen Denkens. Auch gegen die Selbstgerechtigkeit von Leuten, die vorwiegend daran interessiert sind, sich in der eigenen Eitelkeit zu spiegeln. Dass nicht nur in der Kirche Wasser gepredigt und Wein getrunken wird, konnte ich ganz gut in der Redaktion des „Spiegel“ beobachten, deren Mitglied ich sechs Jahre lang gewesen bin. Alles ist nur Spiel, und viele spielen hier mit, ohne sich noch um ein Mindestmaß an Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit zu bemühen.

Wie kam es, dass die alte Kirche wieder ins Blickfeld kam?

Ich ging nicht von dem einen Raum einfach in den nächsten. Dieses Verharren im „Niemandsland“ ging über eine Zeitspanne von 10 bis 15 Jahren. Kirche hatte ich zunächst nicht im Blickfeld, das schien abgehakt. Ich suchte auch nicht zwanghaft nach irgendeiner neuen Anbindung und schon gar nicht nach einem neuen „Nest“. Nicht zu übersehen war freilich die Entwicklung einer Gesellschaft, die sich offenbar in einer Art freiem Fall befand. Einerseits sah ich das als die Spätfolge – und vielleicht sogar Strafe – der unbewältigten Nazi-vergangenheit, andererseits als Ergebnis der 68er Revolution. Bei mir tauchte die Frage auf, ob der Grund für viele der Probleme und Fehlentwicklungen unserer Zeit nicht

vielleicht auch darin lag, dass sich diese Gesellschaft zunehmend von den Urmustern des ethischen Verhaltens getrennt hatte; von einer Ethik, die letztlich nur im Glauben an Gott fixiert werden kann. Ich hatte das Gefühl, dass irgendetwas wirklich Gravierendes passiert war, und zwar in relativ kurzer Zeit, fast über Nacht. Niemand hatte damit gerechnet. Es war völlig unvorstellbar gewesen bis dahin. Aber plötzlich war es da: es war eine Art allgemeines Vergessen, ein geistiger Nuklearschlag, der uns in eine andere Umlaufbahn katapultiert hatte.

Zu sehen war dabei auch, dass in dem neuen Meinungsklima mit dem Wertekanon der Freizeit- und Werbe-welt speziell die katholische Kirche immer weniger ins Bild passte. Sie wurde mehr und mehr als unangenehm empfunden, als schmutzdelig fast, als lästig. Das machte mich neugierig. Und ich vermutete bald, dass einer der Haupt-Gründe hierfür in einer mittlerweile ungeheueren Provokation liegt. Dass nämlich die Kirche – trotz der allgemeinen Mode der Unverbindlichkeiten – es noch immer wagte zu sagen: Ja, es gibt eine Wahrheit. Ja, es gibt die Gebote; und es gibt sogar eine gültige Offenbarung. Es war spannend und provozierend, als ich begann, gegenüber Kollegen oder auf Partys die Frage zu stellen, ob es denn nicht auch sein könnte, dass die Kirche, bei all ihren Verfehlungen, nicht eben auch Träger des Urerbes der Menschheit sein könnte; und zwar speziell in den Positionen, in denen sie heute scheinbar so unmodern und unbequem ist.

Um es kurz zu machen: Ich begann, wieder in die Messe zu gehen. Auch wenn mir dabei zunächst vieles recht seltsam erschien, war ich zunehmend fasziniert von dem Reichtum, den ich so lange nicht gesehen hatte. Hinzu kam der Glücksfall der Begegnung mit Kardinal Ratzinger, der sich für ein Interview-Buch meinen Fragen stellte. Ich konnte dabei erfahren, dass es in der Tat möglich ist, aus dem Geist der Offenbarung, der Jahrtausende alten Tradition der Christenheit, der Erleuchtung der katholischen Gelehrten und Heiligen und schließlich auch aus dem Wissen, dem kritischen Nachdenken, den Inspirationen und dem Glauben jenes amtie-

renden hohen Würdenträgers der Kirche, dem ich nun gegenüber saß, nicht nur treffende Antworten auf die Fragen des Glaubens, sondern auch auf die Probleme unserer Zeit zu geben.

Wieder in der Kirche

Wie geht es einem, der zur Kirche zurückkommt? Ganz persönlich, in der Familie, bei Freunden, beim Auftraggeber, Verleger, den Medien, für die man arbeitet?

Ich glaube, man muss begreifen, dass man Christentum nicht in einem Crash-Kurs erlernen kann. Man bekommt nicht sofort alle Fragen beantwortet, und manche werden einen bis zum Lebensende begleiten. Wichtig ist, sich dem Glauben nicht nur anzunähern, sondern auch bereit zu sein, sich in die Realität des Glaubens wirklich hineinzustellen. Das beginnt mit Gebeten, mit dem Mitfeiern des Kultes, mit dem Kennenlernen von Sakramenten wie der Beichte, mit Lektüre und Meditation, dem Studieren von Gottes eigener Schrift. Vor allem aber mit der Berührung der Geheimnisse der Eucharistie, die unerschöpflich sind. Das Schöne ist: Christentum ist eine sehr praktische Angelegenheit. Man kann es ausprobieren. Und man kann dabei spüren, dass einem diese Angebote nicht nur gut tun und helfen und ungeahnte Freude bereiten, sondern dass sie einen auch die Ordnung der Welt besser erkennen lassen.

Natürlich, in einer zunehmend wieder heidnisch gewordenen Umwelt wirkt ein bekennender Christ vielfach als außerhalb der Zeit. Ein schizophrener Zustand, wenn man bedenkt, dass immerhin noch über fünfzig Millionen Menschen dieses Landes Mitglied der christlichen Volkskirchen sind. Dieser Situation muss man sich halt stellen. Meine Erfahrung dabei ist: Wenn man das mit der nötigen Gelassenheit und dem nötigen Selbstbewusstsein macht – und vor allem mit dem Bemühen um Wahrhaftigkeit –, erntet man dabei auch Neugierde und Respekt. Schließlich haben Christen etwas zu sagen. Und sie können – und müssen sogar – eine Haltung an den Tag legen, die uns allen hilft, besser miteinander auszukommen.

Wie sieht man seine jetzige geistliche Heimat – Kirche – mit den menschlichen Schwächen, die Führungskräfte in der geistigen Auseinandersetzung, den Zeit-Strömungen, aber im Bewusstsein, dass sie trotzdem der Leib Christi ist?

Die Kritik an der Kirche habe ich gerne anderen überlassen. Wir haben ja hier in Deutschland keinen Mangel daran. Zunehmend aber ärgere ich mich über die Mutlosigkeit mancher Kirchenführer; darüber, dass nicht längst ein unüberhörbarer, lang anhaltender Aufschrei durch das Land hallt, ein Aufruf zur Perestroika des Christentums. Dass keine größeren Zeichen gesetzt werden. Dass man noch immer so tut, als hätte sich die Situation des Glaubens nicht bereits grundlegend geändert. Es kann doch niemand mehr übersehen, dass sich unmittelbar vor unseren Augen ein gewaltiger Umbruch vollzieht. Die Kirche ist vielfach ausgehöhlt; wir sehen potemkinsche Dörfer, die jetzt zuhauf einstürzen. Wir werden gigantische Veränderungen erleben, wie sie sich noch niemand richtig vorstellen kann. Sämtliche Aufrufe und neuen Hoffnungen, die das Millenniums-Fieber mit sich gebracht hat, haben sich nicht erfüllt. Der Aufbruch fand nicht statt. Und von einem großen Umkehrprozess in der Gesellschaft

Innere Buße ist radikale Neuausrichtung des ganzen Lebens, Rückkehr, Umkehr zu Gott aus ganzem Herzen, Verzicht auf Sünde, Abwendung vom Bösen, verbunden mit einer Abneigung gegen die bösen Taten, die wir begangen haben. Gleichzeitig bringt sie das Velangen und den Entschluß mit sich, das Leben zu ändern, sowie die Hoffnung auf das göttliche Erbarmen und das Vertrauen auf seine Gnadenhilfe. Diese Umkehr des Herzens ist von heilsamen Schmerz und heilender Traurigkeit begleitet, die die Kirchenväter „animi cruciatus“ (Seelenschmerz), „compunctio cordis“ (Herzensreue) nannten.

KKK Nr. 1431

kann erst recht nicht die Rede sein. Hier heißt es: Verharren, Demut entwickeln.

Allmählich freilich dämmert auch uns, das ist wiederum die Chance der Gegenwart, dass der Mensch durch die Verhaftung im rein Irdischen und Materiellen sich im Grunde von der eigentlichen, nämlich der geistigen Dimension der Schöpfung abschneidet. Und mehr noch, dass er sich dadurch auch der Möglichkeit von Versöhnung, Barmherzigkeit und Heilung beraubt.

Irgendwann wird man auch wieder erkennen können: Nicht die Religion ist eine Scheinwelt, sondern ein Leben ohne sie ist es; ist nur ein matter Abglanz von Wirklichkeit.

Die Welt ist komplexer geworden. Die Dinge scheinen oft wie heillos durcheinander gewürfelt. Und auch hier, im Erklärungsnotstand und in der Hilflosigkeit gegenüber so vielen Entwicklungen und Neuerungen, die es bis jetzt nicht gegeben hat, ist die Kirche gefordert wie lange nicht. Der rein säkulare Ansatz jedenfalls reicht bei weitem nicht aus, diese Welt verstehen zu können. Und er reicht nicht aus, darin auch das nötige Glück und den nötigen Frieden zu finden.

Eines muss ich freilich hier gestehen: Ich leiste mir den Luxus, mich für das zu interessieren und nach dem zu suchen, was Kirche und Glaube im eigentlichen, im tieferen Sinne wohl sein mögen. Ich leiste mir Neugierde nach dem Christentum. Ich leiste mir, nach dem heute vielfach überlagerten Reichtum zu suchen, der ja das Eigentliche dessen ist, was Kirche ausmacht. Das Wort eines Dichters fällt mir hierzu ein. „Um zu erneuern“, heißt es darin, „ist es nicht nötig, zu widersprechen; es genügt, zu vertiefen.“ Mir scheint, wir haben für viele der Schatztruhen unseres Glaubens die Schlüssel verloren. Jetzt muss man halt wieder ein Stück zurücktreten, um „zu sehen und zu retten“, um mit dem Evangelisten zu sprechen, „was verloren war.“

Bei all den Problemen gibt es ja auch große neue Aufbrüche. Nehmen Sie die neuen Orden und Klös-



Peter Seewald beschreibt in diesem Buch seine Rückkehr zur katholischen Kirche.

ter, die in den letzten Jahren gegründet wurden. Die vielen neuen Bewegungen, die mit Elan vorwärts stürmen. Wobei hier auffallend ist: Alle interessanten neuen Ansätze, ob von Einzelnen oder von Gruppen, ob bei den evangelischen oder den katholischen Christen, sind orthodox. Das ist eine spannende Sache geworden, die gottlob auch wieder provoziert. Und vermutlich wird der Weltjugendtag nächstes Jahr in Köln bereits wie auf dem Tablett vorführen, was die (Medien-)Öffentlichkeit die ganze Zeit über nicht wahrnehmen wollte: Christentum bleibt eine anstrengende Geschichte. Die Botschaft Jesu fordert ganz einfach, bei uns selbst anzufangen. Jeder bei sich. Alles andere wäre zu wenig. Noch eines: Vermutlich brauchen wir auch wieder ein stärkeres Bewusstsein dafür, dass Christus, wie angekündigt, jeden Tag erscheinen kann. Denn in gewisser Weise leben wir inzwischen nicht mehr nur in der Zeit *nach* Christus, sondern immer auch, und zunehmend mehr, in der Zeit *vor* IHM.

Wir bedanken uns für das Gespräch. Das Interview führte Prof. Dr. Hubert Gindert.

Von Licht zu Licht

Gewissen und Wahrheit bei John Henry Newman

Teil II



Die Beschäftigung mit der Frage „Gewissen und Wahrheit“ hat schon Henry Newman in die katholische Kirche geführt (Fels3/04). Dieses Denken wird in den Überlegungen über „Gewissen und Gott“ – „Gewissen und Glaube“ entfaltet und vertieft (Fels 4/04) und abschließend in der höchst aktuellen Diskussion („autonomes Gewissen“) über Gewissen und Autorität weitergeführt.

In einem zweiten Hinweis legt Newman dar, dass die Stimme des Gewissens zwar herrisch und befehlend ist, jedoch nicht selten leise und undeutlich spricht. Oft ist es für die Menschen schwer, die Aufrufe des Gewissens von dem zu unterscheiden, was von den Leidenschaften, vom Stolz und von der Eigenliebe kommt. „So weckt die Gabe des Gewissens ein Verlangen nach etwas, was es selbst nicht gänzlich zu bieten vermag. Es flößt ihnen die Idee von einer autoritativen Führung, von einem göttlichen Gesetz ein und das Verlangen, es in ganzer Fülle, nicht in Bruchstücken oder indirekter Eingebung zu besitzen. Es weckt in ihnen einen Durst, eine Ungeduld nach der Erkenntnis jenes unsichtbaren Herrn, Lenkers und Richters, der einstweilen nur im Verborgenen zu ihnen spricht, der leise zu ihrem Herzen redet, der ihnen etwas sagt, aber nicht annähernd so viel, wie sie wünschen und brauchen... Das ist die Definition, möchte ich sagen,

jedes religiösen Menschen, der von Christus nichts weiß; er hält Ausschau²⁶. Die Gewissensbefehle sind oft unklar und lassen deshalb den Menschen Ausschau halten. Sie wecken in ihm das Verlangen nach einer klaren und sicheren Orientierung, die von Gott kommt und nicht dem Einfluss der Sünde und des Irrtums unterworfen ist.

Noch ein anderer Gedanke führt Newman zu derselben Schlussfolgerung. „Je mehr einer seinem Gewissen zu gehorchen sucht, desto mehr ist er beunruhigt über sich selbst, weil sein Gehorsam so unvollkommen ist. Sein Pflichtgefühl vertieft sich und sein Schuldbewusstsein verfeinert sich, und er wird mehr und mehr verstehen, wie viel ihm vergeben werden muss. Aber während er so in der Selbsterkenntnis wächst, versteht er dann auch mit wachsender Klarheit, dass die Stimme des Gewissens nichts Sanftes, nichts von Erbarmen in ihrem Klang hat. Sie ist streng, ja sogar hart. Sie spricht nicht von Verzeihung, sondern von Strafe. Sie verweist ihn auf ein künftiges Gericht, sagt ihm jedoch nicht, wie er ihm entgegen könne²⁷. Das Gewissen ist ein strenger Meister. Es hält uns unerbittlich unsere Sünden vor Augen, kann uns aber nicht von dieser Last befreien. So weckt es in uns die Sehnsucht nach dem wahren Frieden und nach der Versöhnung mit Gott. Diese Sehnsucht findet erst in der Botschaft vom Erlöser, der uns durch sein Opfer mit Gott versöhnt hat, ihre eigentliche und endgültige Erfüllung.

Selbstverständlich weiß Newman um den wesentlichen Unterschied zwischen dem Gewissen, das der Schöpfungsordnung angehört, und dem Glauben, der ein übernatürliches Werk und die Frucht der göttlichen Gnade ist. Zugleich hält er wäh-

rend seines ganzen Lebens an der Überzeugung fest, dass der Gehorsam gegenüber dem uns geschenkten Licht der Weg zur Erlangung größeren Lichtes ist. „Folget nur eurem eigenen Sinn für das Recht und durch eben diesen Gehorsam gegen euren Schöpfer werdet ihr dem Befehl des natürlichen Gewissens gemäß zu der Überzeugung von der Wahrheit und Macht jenes Erlösers hinfinden, der euch eine Botschaft vom Himmel geoffenbart hat²⁸. Aus eigener Erfahrung kann Newman bezeugen, „dass der Gehorsam gegen das Gewissen zum Gehorsam gegen das Evangelium führt, dass dieses also nur die Erfüllung und Vollendung jener Religion ist, die das natürliche Gewissen lehrt²⁹.

Der Gehorsam gegenüber dem Gewissen bereitet das Herz für den Glauben an die besondere Offenbarung Gottes vor. Diese wiederum reinigt und erleuchtet das Gewissen. In der Heiligen Schrift, so schreibt Newman in jungen Jahren, wird der Mensch „alle jene undeutlichen Vermutungen und unvollkommenen Ansichten über die Wahrheit, die sein eigenes Herz ihn lehrte, reichlich bestätigt, ergänzt und beleuchtet finden³⁰. Durch die gläubige Annahme der Offenbarung wird aus dem Gewissen ein vom Glauben informiertes und am Glauben orientiertes Gewissen. Die geoffenbarte Wahrheit erleuchtet das Gewissen und macht es fähiger, sichere Urteile in konkreten Umständen zu fällen und den Alltag entsprechend den Forderungen des Evangeliums zu gestalten. Aus diesem Grund unterscheidet sich das christliche Gewissen qualitativ vom Gewissen eines Menschen, der die Offenbarung nicht kennt, wenngleich es der natürlichen Anlage nach dasselbe ist und bleibt.

4 Gewissen und Kirche

Schließlich müssen wir mit Newman noch einen Schritt weiter gehen, der in der inneren Logik seines Lebensweges und seiner Gedankenführung begründet ist. Der Gehorsam gegenüber dem Gewissen führt den Menschen zum Glauben an Gott und weckt in seinem Herzen eine Sehnsucht, die zur Fülle der Wahrheit in der katholischen Kirche hindrängt.

In seiner „Apologia pro vita sua“ schreibt Newman die kühnen Worte: „Ich kam zu dem Schluss, dass es in der wahren Philosophie kein Mittelglied zwischen Atheismus und Katholizismus gebe, und dass ein vollkommen konsequenter Geist unter den Umständen, in denen er hienieden lebt, sich entweder zum einen oder zum andern bekennen müsse. Und das glaube ich jetzt noch: Ich bin Katholik, kraft meines Glaubens an einen Gott; und wenn ich gefragt werde, warum ich an einen Gott glaube, so gebe ich zur Antwort: Weil ich an mich selbst glaube, denn meinem Empfinden nach ist es unmöglich, an meine eigene Existenz zu glauben (und dieser Tatsache bin ich ganz sicher), ohne auch an die Existenz dessen zu glauben, der als ein persönliches, allwissendes und allvergeltendes Wesen in meinem Gewissen lebt“³¹. Newman ist davon überzeugt, dass der Gehorsam gegenüber dem Gewissen zum Glauben an Gott zu führen vermag, und der Glaube an Gott zum Glauben an die Offenbarung, und der Glaube an die Offenbarung zum Gehorsam gegenüber der katholischen Kirche, in der die Offenbarung getreu bewahrt und weitergegeben wird³².

Die wichtigsten Aussagen Newmans zum Thema Gewissen und Kirche sind in dem schon erwähnten „Brief an den Herzog von Norfolk“ enthalten. In dieser Schrift weist er den Vorwurf des englischen Premiermi-

nisters Dr. Gladstone zurück, Katholiken könnten nach der Verkündigung des Dogmas der päpstlichen Unfehlbarkeit keine treuen Staatsbürger mehr sein, weil sie ihr Gewissen an den Papst abgeben müssten. In meisterhafter Weise legt Newman das Verhältnis zwischen der Autorität des Gewissens und der Autorität des Papstes dar.

Die Autorität des Papstes geht letztlich von der Souveränität Gottes aus. Gott hat sich geoffenbart. Er hat diese Offenbarung der Kirche anvertraut, die sie unfehlbar bewahrt, auslegt und weitergibt. Der Papst ist die Stimme Gottes im Bereich der Offenbarung. Wenn jemand diese Sendung der Kirche im Glauben angenommen hat, befiehlt ihm niemand anderer als sein eigenes Gewissen, auf die Kirche und auf den Papst zu hören. Deshalb kann Newman sagen: „Spräche der Papst gegen das Gewissen im wahren Sinne des Wortes, dann würde er Selbstmord begehen. Er würde sich den Boden unter den Füßen wegziehen. Seine eigentliche Sendung besteht darin, das Sittengesetz zu verkünden und jenes ‚Licht‘ zu schützen und zu stärken, ‚das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt‘. Auf das Gewissen und seine Heiligkeit gründet sich sowohl seine Autorität in der Theorie wie auch seine tatsächliche Macht... Der Kampf für das Sittengesetz und für das Gewissen ist seine *raison d'être*. Die Tatsache seiner Sendung ist die Antwort auf die Klagen jener, welche die Unzulänglichkeit des natürlichen Lichtes fühlen; und die Unzulänglichkeit jenes Lichtes ist die Rechtfertigung seiner Sendung“³³. Wir gehorchen also dem Papst nicht, weil irgendjemand uns dazu zwingt, sondern weil wir persönlich im Glauben davon überzeugt sind, dass er der Stellvertreter Christi auf Erden ist und



der Herr selbst durch ihn die Kirche leitet und in der Wahrheit erhält.

Das gläubige Gewissen führt zum Gehorsam gegenüber dem Papst. Der Papst wiederum erleuchtet das Gewissen, das dringend eine klare Orientierung und Ergänzung braucht. „Der Sinn für Recht und Unrecht, das erste Element in der Religion, ist so zart, so sehr Zufällen unterworfen, so leicht verwirrt, verdunkelt und verkehrt, so subtil in seiner Art zu argumentieren, so beeindruckbar durch die Erziehung, so von Stolz und Leidenschaft geleitet, so unstedt in seinem Laufe, dass bei dem Kampf ums Dasein inmitten der verschiedenen Tätigkeiten und Triumphe des menschlichen Geistes dieser Sinn zugleich der höchste und doch der wenigst deutliche aller Lehrer ist, und die Kirche, der Papst, die Hierarchie sind nach dem Plane Gottes die Abhilfe für ein dringendes Bedürfnis“³⁴.

Nach Newman kann das Gewissen nicht in eine direkte Kollision mit der verbindlichen Glaubens- und Sittenlehre der Kirche kommen. Das Gewissen hat nämlich keine Kompetenz in Fragen der geoffenbarten Lehre, deren unfehlbare Hüterin die Kirche ist. Newman weiß, „dass in Sachen der Lehre die ‚Hoheit des Gewissens‘ nicht der entsprechende Gerichtshof ist für das, was ich für eine gültige Aussage über den Gegenstand halten möchte“³⁵. Ob jemand eine geoffenbarte und von der Kirche vor-

²⁵ John Henry Newman, Predigten, X. Band, Stuttgart 1961, 84.

²⁶ Ebd., 85.

²⁷ Ebd., 86.

²⁸ John Henry Newman, Predigten, VIII. Band, Stuttgart 1956, 123.

²⁹ Ebd., 205.

³⁰ John Henry Newman, Predigten, I. Band,

Stuttgart 1948, 244.

³¹ Apologia pro vita sua, 233.

³² Vgl. Entw. einer Zustimmungslehre, 349.

³³ Polemische Schriften, 165f.

³⁴ Ebd., 166.

³⁵ Selbstbiographie, 30

³⁶ Polemische Schriften, 169.

³⁷ Ebd., 171.

gelegte Lehre annimmt, ist primär nicht eine Frage von Gewissenhaftigkeit oder Gewissenlosigkeit, sondern von Glaube oder Unglaube. Wer also meint, aus Gewissensgründen eine von der Kirche vorgelegte Wahrheit – etwa die wirkliche Gegenwart Christi in der Eucharistie, die leibliche Auferstehung Christi oder die Jungfräulichkeit Mariens – ablehnen zu müssen, ist im Irrtum: Er lässt sich nicht vom Gewissen, sondern vom Unglauben leiten. Genauer gesagt: Sein Gewissen ist nicht vom Glauben erleuchtet, sondern befindet sich in der Dunkelheit des Irrtums. Das Gewissen des gläubigen Katholiken muss aber immer ein vom Glauben durchformtes und kirchliches Gewissen sein.

Die Autorität der Kirche und des Papstes hat aber Grenzen. Sie hat nichts mit Willkür oder weltlichen Herrschaftsmodellen zu tun, wie Newmans Gegenspieler behauptete. Die unfehlbare Autorität der Kirche reicht so weit, wie die Offenbarung reicht. Wenn der Papst Entscheidungen im Bereich der kirchlichen Ordnung, der Disziplin oder der Verwaltung trifft, beanspruchen solche Aussagen nicht, unfehlbar zu sein (etwa Bischofsernennungen, liturgische Richtlinien, disziplinäre Maßnahmen, Initiativen im Bereich der Ökumene und des interreligiösen Dialogs, usw.). Dies gilt noch mehr, wenn der Papst zu aktuellen Tagesfragen – etwa im Bereich der Politik – Stellung nimmt.

Der gläubige Katholik wird Entscheidungen und Aussagen solcher Art im Gehorsam annehmen, um die Einheit der Kirche nicht zu gefähr-

den. Er wird in keinem Fall öffentlich dagegen Stellung nehmen. In Einzelfällen kann sein Gewissen jedoch in Fragen dieser Art zu einer Auffassung kommen, die nicht mit jener des Papstes übereinstimmt. Aber auch hier setzt Newman sehr strenge Maßstäbe an: „Prima facie ist es seine strenge Pflicht, schon aus einem Gefühl der Loyalität, zu glauben, der Papst sei im Recht und handle entsprechend. Er muss jenen niedrigen, unedlen, selbstsüchtigen, vulgären Geist seiner Natur überwinden, der schon bei der ersten Kunde von einem Befehl sich sofort dem Vorgesetzten gegenüber, der ihn gibt, in Opposition setzt und fragt, ob jener nicht sein Recht überschreite, und Freude daran hat, in einer moralischen und praktischen Angelegenheit mit Skeptizismus zu beginnen. Er darf nicht eigensinnig dazu entschlossen sein, ein Recht zu beanspruchen, zu denken, zu sagen und zu tun, was ihm gerade beliebt, und die Frage nach Wahrheit und Irrtum, nach Recht und Unrecht, die Pflicht, wenn möglich zu gehorchen, und die Neigung, zu sprechen, wie sein Oberhaupt spricht, und in allen Fällen auf der Seite seines Oberhauptes zu stehen, nicht einfach beiseite schieben. Würde diese notwendige Regel beachtet, dann kämen Zusammenstöße zwischen der Autorität des Papstes und der Autorität des Gewissens nur sehr selten vor. Auf der anderen Seite haben wir schließlich in der Tatsache, dass das Gewissen jedes Einzelnen in außergewöhnlichen Fällen frei ist, einen Garanten und eine Bürgschaft... dafür, dass kein Papst jemals imstande sein wird, wie der Einwand annimmt, für seine eigenen Zwecke ein falsches Gewissen zu schaffen“³⁶.

Im „Brief an den Herzog von Norfolk“ schließt Newman seine Ausführungen über das Gewissen mit dem oft zitierten Trinkspruch ab: „Wenn ich genötigt wäre, bei den Trinksprüchen nach dem Essen ein Hoch auf die Religion auszubringen (was freilich nicht ganz das Richtige zu sein scheint), dann würde ich trinken – freilich auf den Papst, jedoch zuerst auf das Gewissen und dann erst auf den Papst“³⁷. Dieses Wort, das Newman wohl mit einem Augenzwinkern formuliert hat, bedeutet schlicht und einfach, dass unser Gehorsam gegenüber dem Papst kein blinder, sondern ein vom kirchlichen Gewissen gestützter Gehorsam ist. Wer im Glauben die Sendung des Papstes angenommen hat, wird ihm auch aus innerer Gewissensüberzeugung gehorchen. Insofern kommt tatsächlich zuerst das Gewissen, das vom Glauben erleuchtete Gewissen, und dann erst der Papst.

Newman hält konsequent an der gegenseitigen Zuordnung von Gewissen und Kirche fest. Katholiken können sich nicht auf ihn bzw. auf seinen eher humorvoll gemeinten Trinkspruch berufen, um die Autorität des Gewissens gegen die Autorität des Papstes zu stellen. Beide Autoritäten, die subjektive und die objektive, bleiben aneinander gebunden: der Papst an das Gewissen und das Gewissen an den Papst.

Schlussbemerkung

Der Begriff des Gewissens ist im heutigen Sprachgebrauch vieldeutig geworden. Kardinal Newman kann uns durch sein Leben und seine Lehre helfen, die wahre Bedeutung des Gewissens als Echo der Stimme Gottes neu zu erfassen und von falschen Auffassungen abzugrenzen. Newman verstand es, die Würde des Gewissens voll zur Geltung zu bringen, ohne von der objektiven Wahrheit abzuweichen. Er würde niemals sagen: Gewissen ja! – Gott oder Glaube oder Kirche nein!, sondern vielmehr: Gewissen ja! – und gerade deswegen Gott und Glaube und Kirche ja! Das Gewissen ist „der ursprüngliche Statthalter Christi“. Es ist der Anwalt der Wahrheit in unserem Herzen. □



Forum Deutscher Katholiken

**Kongress Freude am Glauben
14. -16. Mai 2004 in Regensburg
Thema: „Lebe deine Berufung“**

Es wirken u.a. mit: *Joachim Kardinal Meissner* von Köln, der Primas von Ungarn, *Erzbischof Kardinal Peter Erdö* von Esztergom-Budapest, *Leo Kardinal Scheffczyk*, *Diözesanbischof Gerhard Ludwig Müller* von Regensburg, *Bischof Wilhelm Schraml* von Passau, *SKH Otto von Habsburg*, der italienische Europaminister *Rocco Buttiglione*, die Professoren *Jörg Splett*, *Karl Wallner OCIST*.
Drei Gesprächsforen werden die Thematik vertiefen. Junge Menschen werden von ihrem Glauben Zeugnis geben.

Weitere Informationen unter: 08191-966744

Er suchte den Frieden und fand ihn in Gott

Kaiser und König Karl wird bald zur Ehre der Altäre erhoben

Der letzte Monarch Österreich-Ungarns, Kaiser und König Karl, wird aller Voraussicht nach am 10. Oktober 2004 in Rom seliggesprochen werden. Nach mehreren Jahrzehnten gründlichster Prüfung hat die zuständige vatikanische Kongregation für Selig- und Heiligsprechungen („Congregatio de Causis Sanctorum“) im vergangenen Dezember das Verfahren mit einem positiven Urteil abgeschlossen. Zuvor hatten eine Historiker- und eine Ärztekommision, denen nicht nur Katholiken angehörten, einstimmige positive Voten abgegeben. Bereits im April 2003 wurde der heroische Tugendgrad offiziell anerkannt, im Dezember schließlich eine auf Karls Fürsprache zurückzuführende wunderbare und natürlich nicht zu erklärende Heilung.

Neben der 68jährigen Herrschaftszeit von Kaiser Franz Joseph wirken die beiden Regierungsjahre des jungen Kaisers Karl so kurz, dass die Erinnerungen an Österreich-Ungarn bis heute zumeist mit Franz Josephs Namen verbunden werden. Von Kaiser Karl I., der 1916 in Ungarn als Karl IV. mit der Krone des heiligen Stephan gekrönt worden war, blieb nur sehr Fragmentarisches in der Erinnerung der meisten Österreicher. Und auch dies ist durch die damalige Propaganda stark verzerrt.

Bis heute erscheint Kaiser Karl in vielen Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträgen als schwacher, unfähiger Monarch, der – von seiner charakterstarken Frau dominiert – eher tolpatschige Friedensversuche unternahm und dabei den deutschen Verbündeten ebenso wie die eigenen Mitarbeiter anlog. Die

Liste der Vorurteile ist noch länger: Karl habe bedenkenlos Giftgas eingesetzt, heißt es. Er habe sich der Abdankung widersetzt und aus Machtgier zwei hilflose Restaurationsversuche in Ungarn unternommen, wobei er angeblich wieder wortbrüchig wurde.

Ein Märtyrer des Friedens

Würde dieses Zerrbild der Wirklichkeit entsprechen, dann hätten wohl kaum alle zuständigen Gremien im Vatikan nach einem besonders gründlichen Prozess sich einstimmig für die Seligsprechung des letzten regierenden Habsburgers ausgesprochen. Bereits 1949 wurde ein Seligsprechungsverfahren eröffnet. Bischof Kurt Krenn als Präsident der Kaiser-Karl-Gebetsliga bezeichnete den Monarchen als „Vorbild für die Glaubenden und wertvolles historisches Maß für das Bemühen um

den Frieden“. Gerade dieser Einsatz für den Frieden hat Kaiser Karl viele Feinde gebracht.

Als 1914 die Schüsse des serbischen Nationalisten Gavrilo Princip den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau in Sarajevo niederstreckten, war der jugendliche Erzherzog Karl weit davon entfernt, auf das Schicksal Europas Einfluss nehmen zu können. Europa schlitterte in den Weltkrieg. Doch als der greise Kaiser Franz Joseph 1916 starb, war sein erst 26jähriger Nachfolger Karl der einzige, der die ganze Widersinnigkeit des Krieges erkannte. Als einziger unter allen Regierenden Europas war Karl selbst an den Fronten gewesen, und wünschte darum nichts dringlicher als einen raschen Frieden. „Ich will alles tun, um die Schrecknisse und Opfer des Krieges in ehester Frist zu bannen“, versprach er bereits in der Thronrede.

Karl bemühte sich vergeblich, den deutschen Kaiser Wilhelm II. von der Dringlichkeit des Friedens und der Sinnlosigkeit des Krieges zu überzeugen. Dies scheiterte, wie die Wiener Kirchen- und Zeitgeschichtlerin Elisabeth Kovac überzeugend darlegt, an der ungebrochenen Siegesgewissheit der Obersten Heeresleitung in Berlin, an der Persönlichkeit Kaiser Wilhelms II., der keinen von Österreich vermittelten Frieden wollte, aber auch an der Abhängigkeit führender österreichischer Politiker und Militärs von Deutschland. Kovac, die der Historikerkommision im Seligsprechungsprozess angehörte und uneingeschränkter Zugang zu allen relevanten vatikanischen Dokumenten hatte, macht auch den österreichischen Außenminister Czernin für das Scheitern der Friedensbemühungen mitverantwortlich.



Das Verlobungsfoto von Erzherzog Karl mit Zita von Bourbon-Parma.

wortlich. „Czernins staatsstreichartige Unternehmungen gegen das Kaiserpaar“, seine Manipulation der Öffentlichkeit, seine Indiskretionen und seine Versuche, Kaiser Karl mit einer Selbstmorddrohung zu erpressen, hätten die Verhandlungen zum Scheitern gebracht.

Viele Experten – so etwa der Chefarchivar des österreichischen Staatsarchivs, Peter Broucek, und die Historikerin Tamara Griesser – meinen, dass die so genannte „Sixtus-Affäre“ besser eine „Affäre Außenminister Czernin“ genannt werden sollte. Karl habe im Kontakt mit seinem Schwager Sixtus, einem der Brüder von Kaiserin Zita, stets einen allgemeinen Frieden – keinen Separatfrieden für Österreich – im Blick gehabt. Auch Papst Benedikt XV., zu dem Karl engen Kontakt hielt, bemühte sich um eine Vermittlung zwischen den Kriegsparteien. Der österreichische Außenminister Czernin jedoch setzte mehr auf die Nibelungentreue zum Verbündeten in Berlin als auf die Loyalität zum eigenen Kaiser. Der Salzburger Kirchenhistoriker Gerhard Winkler meint deshalb, Karl sei „ein Märtyrer des Friedens und ein wenig auch ein Märtyrer seiner Minister“ geworden.

Eine Welle der Propaganda gegen Karl und Zita setzte ein: Der Kaiser wurde als schwach und unfähig verleumdet, obwohl er die starken Generäle großenteils entmachtete und selbst das Oberkommando übernahm; man sagte ihm Trunk-

sucht und ein lockeres Leben nach, obwohl er asketisch, bescheiden und extrem diszipliniert lebte. Die Kaiserin wurde angesichts ihrer Herkunft aus dem Hause Bourbon-Parma in Deutschland als „Französin“, in Österreich als „Italienerin“ diffamiert. Rudolf von Habsburg, einer der Söhne des Kaiserpaares, zeigte sich jüngst bei einem Symposium in Wien davon überzeugt, dass die „intensive Propaganda gegen meine Eltern insbesondere von der deutschen Botschaft in Wien“ ausgegangen sei. All die genannten Vorwürfe gegen Kaiser Karl – auch jener des gewissenlosen Giftgaseinsatzes, der tatsächlich von deutschen Generälen zu verantworten ist – sind mittlerweile von der historischen Forschung widerlegt. Dennoch werden sie von manchen Historikern und einigen Medien angesichts der bevorstehenden Seligsprechung jetzt wieder ins Spiel gebracht.

Mißverstanden und vertrieben

Alle Friedensbemühungen des jugendlichen Kaisers scheiterten. Der Krieg endete mit dem Zusammenbruch der bisherigen europäischen Ordnung in Mitteleuropa, in Ost- und Südosteuropa. Das zaristische Russland, das Osmanische Reich und der Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn verschwanden von der Landkarte. Mit der Habsburger Monarchie ging die übernationale Ordnung in der Mitte Europas zugrunde. An ihre Stelle traten klei-

ne, für sich nicht lebensfähige Nationalstaaten, in denen augenblicklich neue Vertreibungen, Umsiedlungen und Unterdrückungen ethnischer Minderheiten einsetzten, insbesondere in den neuen Staaten Jugoslawien und Tschechoslowakei. Die Historikerin Kovac macht für diese Entwicklung auch die Freimaurerei mitverantwortlich, die sich auf einem Kongress in Paris während des Ersten Weltkriegs auf den „Krieg gegen das göttliche Recht der Könige“ eingeschworen habe.

Doch das Grundprinzip der habsburgischen Regentschaft bestand gerade im Gottesgnadentum, worunter die besten unter den Herrschern dieses Hauses die unbedingte Verantwortlichkeit gegenüber Gott und Seinem Willen verstanden. Deshalb, so bestätigt Elisabeth Kovac, sei auch eine Abdankung für Kaiser Karl nicht in Frage gekommen. Im Gegensatz zum deutschen Kaiser Wilhelm, der sich mit der Abdankung eine bequeme Apanage erkaufte, glaubte Karl an seine unaufgebbare und unveräußerliche Verantwortung vor Gott und gegenüber seinen Völkern: „Seit meiner Thronbesteigung war ich unablässig bemüht, meine Völker aus den Schrecknissen des Krieges herauszuführen, an dessen Ausbruch ich keinerlei Schuld trage“, formulierte Karl im November 1918 in einer Erklärung, mit der er „auf jeden Anteil an den Regierungsgeschäften“, aber nicht auf den Thron verzichtete.



Wien, 1916: Kaiserin Zita (tiefverschleiert), Kaiser Karl und Kronprinz Otto im Trauerzug für den verstorbenen Kaiser Franz Joseph.

Im März 1919 musste die kaiserliche Familie auf Druck der republikanischen Regierung unter Karl Renner Österreich verlassen. Karl, Zita und ihre Kinder fanden zunächst in der Schweiz Zuflucht. Von hier aus startete Karl zwei glücklose Restaurationsversuche in Ungarn. Dazu mag ihn einerseits die trostlose Entwicklung des Landes bewogen haben, das im Vertrag von Trianon zwei Drittel seines Territoriums verlor, und das nach dem kommunistischen Terrorregime des Béla Kun in eine autoritäre Despotie des einstigen Flottenadmirals Nikolaus von Horthy geriet. Der französische Außenminister Aristide Briand ermunterte den Monarchen zur Rückkehr nach Budapest. Außerdem fühlte sich Karl durch seinen Eid auf die Krone des heiligen Königs Stephan gebunden.

Wörtlich hatte Karl 1916 geschworen, bevor ihm der Fürstprimas von Ungarn, Kardinal Johannes Csernoch, die Stephanskronen aufsetzte: „Ich, Karl, nach Gottes Willen künftiger König der Ungarn, bekenne und verspreche vor Gott und seinen Engeln, hinfort zu sorgen für Gesetz, Gerechtigkeit und Frieden zum Wohle der Kirche Gottes und des mir anvertrauten Volkes.“ Karls Erstgeborener, Otto von Habsburg, erklärt: „Aus diesem Eid konnte er nicht mehr entlassen werden, denn er ist ja eine religiöse Verpflichtung. Er hatte viele Kontakte mit dem Papst, der ihn bat, eine Front gegen das Eindringen des Materialismus und des Atheismus nach Europa aufzubauen. Benedikt XV. hat die Gefahr für die Substanz des christlichen Europa weit besser erkannt als die meisten Politiker.“

Doch beide Restaurationsversuche Karls scheiterten – daran, dass der Monarch vergebens auf die Treue des ungarischen Reichsverwesers Horthy vertraute, aber auch daran, dass der mit der Stephanskronen gekrönte König einen ungarischen Bürgerkrieg um jeden Preis vermeiden wollte. Die Siegermächte des Ersten Weltkriegs beschlossen, den unbequem gewordenen Kaiser nun möglichst weit abzuschieben. Während die Kinder

noch in der Schweiz warteten, wurden Karl und Zita nach dem gescheiterten zweiten Restaurationsversuch auf die portugiesische Atlantikinsel Madeira verbannt. Im Januar 1921 sahen die Kaiserkinder ihre Eltern nach mehrmonatiger Trennung wieder. Auf Madeira lebte die Familie unter ärmlichen Verhältnissen, aber erstmals hatte Karl die Zeit, sich intensiv mit den Kindern zu befassen.

Seinen Glauben konnte ihm niemand rauben

Der Kaiser wurde im feucht-kalten Klima der Insel bald schwer krank. Am 1. April 1922 ließ der tieffromme Monarch seinen Erstgeborenen zu sich rufen. Der noch nicht ganz zehnjährige Otto sollte sehen, wie ein Christ stirbt. Achzig Jahre später erinnert sich Otto von Habsburg: „Kaiser Karl starb so wie er gelebt hatte, nämlich als tief gläubiger Christ, der alles Leid und alles zu ertragende Unrecht ganz der Barmherzigkeit Gottes überantwortete. Mißverstanden, fern der Heimat, seiner Rechte beraubt und in die Verbannung gejagt, starb der erst 35jährige Kaiser mit jenem Gut, das ihm niemand hatte rauben können – mit einem unerschütterlichen Glauben.“

In der Kirche „Nossa Senhora do Monte“, 550 Meter über Funchal auf Madeira, sind die sterblichen Überreste von Kaiser Karl in einem schlichten Metallsarg beigesetzt. Ob sie von dort jemals nach Österreich zurückkehren werden, darüber entscheidet nicht Kaiser Karls Familie, sondern die Kirche. Seit dem Beginn des Seligsprechungsverfahrens gehören die Gebeine nämlich der Kirche. Unwahrscheinlich ist, dass Karl einmal neben seiner Frau, Kaiserin Zita, in der Kaisergruft der Wiener Kapuzinerkirche beigesetzt werden wird. Wenn der Diener Gottes „Karl“ zur Ehre der Altäre erhoben wird, dann sind seine Gebeine Reliquien, die in einer Kirche der gläubigen Verehrung zur Verfügung stehen müssen. Die Wallfahrtskirche von Mariazell, der traditionsreichste und auch habsburgischste Marienwallfahrtsort Mitteleuropas, wäre hierfür wohl am naheliegendsten. □



Kaiser Karl mit seinem Erstgeborenen, Otto



Kaiser Karl im Exil mit seinen Kindern Otto und Adelheid.



Zita und Karl bei einem Spaziergang, noch vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Risse in der sozialen Haut

Was dieser Gesellschaft fehlt / Die Reformunfähigkeit offenbart den Mangel an Solidarität / Rettungsanker Familie

Ein Paradoxon ist zu beobachten: Noch nie in der Geschichte der Menschheit gab es so viele und weitreichende Möglichkeiten, über die Gesellschaft und das Schicksal der Mitmenschen informiert zu sein, und dennoch haben wir das Gefühl, der Mensch ist orientierungslos. Noch nie hatte die Massengesellschaft so viele Möglichkeiten der Selbsterkenntnis, und dennoch versinken immer mehr Menschen in Unwissen und Ahnungslosigkeit. Noch nie konnten so unübersehbare Menschenmassen gleichzeitig und global einem Ereignis beiwohnen, und dennoch ist der Massenmensch noch nie so allein gewesen, vor allem in den Lichtschatten der glamourösen Millionenmetropolen dieser Welt. Einsamkeit wird zum Schicksal für viele, vor allem für ältere Menschen. Nie waren die Möglichkeiten des Konsums in den Industriegesellschaften größer, üppiger und überfließender. Und dennoch fehlt der Konsumgesellschaft eine entscheidende Option: Die Menschlichkeit. Solidarität, Verständnis, Mitgefühl, Empathie und Gemeinsinn – all das ist schon Mangelware. Die wahre Welt des Menschen hat wenig zu tun mit seiner Warenwelt. Vielfach wird der Mensch selbst zum Konsumartikel.

Diese paradoxe Welt ist geprägt von der Ökonomisierung des Denkens und von der Suspendierung von Sinn. Es ist müßig, darüber nachzusinnen, ob Marxismus, Kapitalismus oder die gemeinsame Grundlage von beiden Gedankengebäuden, der Materialismus, den Menschen zur Nummer und zum

Die Großdemonstrationen und die Aufregungen in Politik und Gesellschaft zeigen auf, dass Deutschland nicht nur reformunfähig zu sein scheint, sondern vielmehr die Orientierung verloren hat. Es fehlt ein Wertebewusstsein, und der Sinn für Solidarität schwindet. Die Entwicklung zur Ich-Gesellschaft beschleunigt sich, das Gemeinwesen fragmentiert. Ursache ist die Vernachlässigung der Familie. Unser Autor analysiert den Zerfallsprozess und zeigt an, wie er aufzuhalten wäre.

Konsumartikel machen. Fest steht: Die Arbeitsteilung hat in den letzten zwei Jahrhunderten eine negative Wirkung auf den ersten Lebensraum der Person, auf die Familie ausgeübt. Der Prozess der gesellschaftlichen Atomisierung, der mit der Industrialisierung begann und den Arbeitsplatz und oft auch den Arbeitsort von der Familie entfernte, ja entfremdete, hat den Familienraum eingeengt und die Familienfunktion reduziert auf die Befriedigung der emotionalen Bedürfnisse. Das haben schon Mitscherlich, Meves, Pross, Frankl, Goody, Becker, Skynner, Kaufmann – um nur einige wenige zu nennen – ausreichend beschrieben. Dieser familiär-gesellschaftliche Strukturwandel berührt nun sein Ende, den Kern des Kerns: Das Ich.

Die sozialen Milieus zerfallen, die Gesellschaft fragmentiert, das Ich wird zum Maßstab. Die Soziologen sprechen von der „Pluralisierung privater Lebensformen“ und dem „Monopolverlust der Familie“. Mehr als neunzig Prozent aller verheirateten Paare haben bereits vor der Hochzeit zusammengelebt, und die Zahl der ohne Trauschein lebenden Paare steigt kontinuierlich. Vor zwanzig Jahren waren es 5,8 Prozent aller Paare, heute sind es mehr

als doppelt so viel. Der Anteil der nie in ihrem Leben Heiratenden liegt in Deutschland mittlerweile bei vierzig Prozent. Auch die sogenannte „Partnerfluktuation“, die steigenden Scheidungszahlen (trotz sinkender Eheschließungen) und die wachsende Zahl von Singles oder Ein-Personen-Haushalten besonders

in den größeren Städten (bisweilen mehr als die Hälfte; insgesamt sind es von den rund 39 Millionen Haushalten in Deutschland fast zwei Fünftel) sind alarmierende Zeichen einer „Ich-Gesellschaft“. Ihr herausragendes Merkmal ist der Egozentrismus, die Ich-Bezogenheit ihrer einzelnen Mitglieder. Die traditionelle Familie mit mindestens drei Personen macht mittlerweile weniger als ein Drittel der Haushalte aus.

Dieser Wandel kann nicht ohne Folgen auf die Beziehungsfähigkeit vor allem der jüngeren Generationen bleiben. Das Scheidungsphänomen macht es deutlich. Die Zahl der Scheidungen stieg in den letzten Jahren stetig. Das Jahr 2002 verzeichnet einen Rekord von 205.500 Trennungen (mit mehr als 150.000 Scheidungsweisen), gleichzeitig sank die Zahl der Eheschließungen auf einen Minusrekord von 389.000. Anfang der siebziger Jahre gab es hierzulande rund hunderttausend nichteheliche Lebensgemeinschaften, heute sind es fast zwei Millionen, und sie haben rund achthunderttausend minderjährige Kinder. Ebenfalls Tendenz steigend. Übrigens werden im Osten Deutschlands rund 45 Prozent der Kinder unehelich geboren, im Westen sind es etwa 15 Prozent.

Scheidungen sind mittlerweile ein wachsender Industriezweig, nicht nur der Juristenbranche. Eine online-option wird Scheidungen noch mehr erleichtern. Bekanntlich liegt die Hemmschwelle vor dem Computer niedriger als vor Personen. Der erste (schwerere) Schritt zum Anwalt ist nur noch ein Mausklick. In den USA, wo Scheidung per online bereits seit Jahren zum Alltag der Anwälte gehört, liegt die Rate mittlerweile bei fast zwei Drittel. Dort kann man, anders als in Deutschland, die Formalitäten für 40 bis 250 Euro oft auch ohne Gerichtstermin erledigen. Hier hat der Lebensstil der Hedonisten und Zeitgeistsurfer voll durchgeschlagen. Bezeichnend ist: Das Kind gilt als Objekt wie Hund, Auto oder Fernsehen.

Viele Geschiedene versuchen es ein zweites oder drittes Mal und bringen oft ein oder mehr Kinder in die neue Ehe mit. Die Zahl der sogenannten Patchwork-Familien wächst. Anfang 2004 zählte man

658.000 mit insgesamt 1,2 Millionen Kindern. Fast jedes zwölfte Kind kommt aus solch einer Familie. Fast alle haben ihren leiblichen Vater durch Scheidung oder Trennung verloren, kaum eines durch Tod. Die Soziologen rechnen damit, dass jedes fünfte Kind in Deutschland, das zwischen 1990 und 2000 geboren wurde, in den ersten zwei Lebensjahrzehnten die Scheidung seiner Eltern erleben wird. Schon jetzt sind bei der Hälfte aller Ehescheidungen die Kinder minderjährig. Was das für die Beziehungsfähigkeit dieser Kinder bedeutet, ist nicht zu ermessen. In den meisten Fällen bleibt ein Trauma. Der Autor Joachim Bessing, selber Vater und Stiefvater – seine Frau brachte eine Tochter in die Ehe mit – beschreibt das in seinem Buch „Rettet die Familie!“ so: „In der Patchwork-Familie wird der letzte private Raum, der uns noch geblieben ist, die Familie, geöffnet und Einflüssen von außen preisgegeben. Bessing sieht die Chance der Patchwork-Familie darin, „sich als traditionelle Kern-

familie zu begreifen, sich also gleichsam selbst als Lebensform außer Kraft zu setzen – und damit Standards für die Zukunft ihrer Kinder und deren Familien zu setzen“. Zurück zur traditionellen Kernfamilie mit ihrem Familiensinn und ihrem Gemeinsinn, zurück zu den Blutsbanden und der natürlichen Solidarität – ein mutiges Plädoyer.

Gerade dieses Plädoyer macht das Paradoxon moderner Gesellschaften mit ihrem sozialen Strukturwandel deutlich. Der Zürcher Soziologe François Höpflinger bringt es auf diese Formel: „Ein Hauptmerkmal der aktuellen Situation in Europa liegt in der Koexistenz traditioneller und moderner Lebens- und Familienformen. Zwar hat der sozio-ökonomische Wandel in allen europäischen Ländern analoge familiäre Veränderungen ausgelöst, aber stärker als in anderen sozialen Bereichen ist das familiäre Leben durch die Gleichzeitigkeit von Wandel und Kontinuität charakterisiert“.

Familie im Wandel

- 1 Ehepaare mit Kindern*
- 2 sonstige Haushalte ohne Kinder
- 3 Einpersonenhaushalte von Frauen
- 4 Einpersonenhaushalte von Männern
- 5 nicht eheliche Lebensgemeinschaften ohne Kinder
- 6 Ehepaare ohne Kinder
- 7 Haushalte mit drei und mehr Generationen
- 8 Familien mit nicht mehr ledigen Kindern**
- 9 Alleinerziehende
- 10 nicht eheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern*

* Zwei-Generationen-Haushalte mit ausschließlich ledigen Kindern

** Zwei-Generationen-Haushalte, bei denen mindestens ein Kind verheiratet, geschieden oder verwitwet ist



Es wäre in der Tat verfehlt zu glauben, dass etwa die steigenden Scheidungszahlen zu einer Entwertung von Ehe und Familie führten. Im Gegenteil. Sie machen die Ehe nur noch attraktiver. Hinzu kommt der Abbau sozialstaatlicher Sicherungssysteme, der den Wert von Familie als privates Sicherungssystem steigert. Allerdings führt die erhöhte Scheidungshäufigkeit zur Verbreitung vorfamiliärer Lebensformen und verzögert die Familiengründung. Ein Grund ist die Angst vor einer definitiven Bindung und einer möglicherweise lebensprägenden Enttäuschung. Die Scheidungszahlen verunsichern. Sie machen den totalen Einsatz der Liebe, das Risiko der Hingabe bewusster. Auch das ist eine Chance. Nicht die Ehe ist zu proben, sondern der künftige Partner ist auf seine Beziehungsfähigkeit, das heißt auf seine Wertmaßstäbe und Lebenspläne hin zu prüfen. Hier liegt der Gedankenfehler: Statt die Voraussetzungen für die Ehe zu prüfen, wird vielfach die Ehe als Institution infrage gestellt.

Das knapp skizzierte gesellschaftliche Paradoxon lebt auch im Einzelnen selbst und ist auch Gegenstand statistischer Erhebungen des Instituts Allensbach. Zum Beispiel kontrastiert der Wunsch, die Gesellschaft möge künftig mehr Wert auf Familienleben legen (zum Beispiel in Deutschland 91 Prozent aller Befragten, in Frankreich 89, in Großbritannien 88) mit den Einschätzungen, die Gesellschaft in Deutschland werde egoistischer, kälter (71 Prozent), Geld werde wichtiger, die Menschen materialistischer (68 Prozent); die Familie werde an Bedeutung zunehmen glauben nur 17 Prozent, und sogar nur 6 Prozent nehmen an, dass es künftig mehr Solidarität, mehr Zusammenhalt gebe. Wenn Wunsch und Wirklichkeit, Sehnsucht und realistische Erwartung so weit auseinanderklaffen, ist nicht nur Frust programmiert. Unsicherheit macht sich breit, es beginnt auch eine Flucht aus dieser Gesellschaft in die Nische des Privaten. Es droht eine negative Spirale im gesellschaftlichen Empfinden. Genau dieser Prozess ist im Gang. Hinzu kommt die Unsicherheit durch die Angriffe des islamischen Terrorismus.

Dieser krisenhafte Prozess der letzten Jahrzehnte lehrt, worauf es ankommt: Auf Humanvermögen. Das sind die Daseinskompetenzen – früher nannte man es Tugenden – die grundlegenden Fähigkeiten des Menschen, das Lernenkönnen, das Miteinander-Umgehen-Können, Ausdauer, teilen und selbstlos geben können, nach Lösungen suchen statt zu jammern, Gefühle erkennen und einordnen, Vertrauen schenken ohne

„Die Familie ... ist die einzige Art, sich mit stabilen Beziehungen vor dem ständigen Kulturwandel in der Gesellschaft zu schützen.“

naiv zu sein, Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Lösung von Alltagsproblemen, es sind die Kompetenzen zum Lernen und zur Anwendung des Gelernten, es ist die soziale Kompetenz und die Fähigkeit, emotionale Intelligenz zu steuern, und viele Grundeigenschaften mehr. Das ist mehr als Wissen. Der amerikanische Nobelpreisträger Gary Becker, ebenfalls ein liberaler Ökonom, der den Begriff des Humankapitals in die Wirtschaft eingeführt und dafür den Nobelpreis erhalten hat, sagt: „Das grundlegende Humanvermögen wird in der Familie erzeugt. Die Schule kann die Familie nicht ersetzen“.

Die Wirtschaftswissenschaft hat den Wert der emotionalen Stabilität entdeckt und sie als eine Quelle ausgemacht, aus der das Humanvermögen sich speist. Es ist mittlerweile zur wichtigsten Ressource der modernen Wirtschaft avanciert. Ohne dieses Humanvermögen kommt keine Wirtschaft aus. Investition in die Gewinnung und Förderung dieser Ressource bringt die beste Rendite. Kein Wunder, sie ist für die Betriebe und die Wirtschaft bisher gratis. Aber es sind die Familien, die diese Investition mit ihrer Erziehungsleistung aufbringen. Ohne emotionale Stabilität allerdings, die, wie der Vater der Bindungstheorie John Bowlby lehrt, nicht nur ein Ergebnis der Präsenz der ersten Bezugsperson – in der Regel die Mutter –, sondern auch der inneren Ausgeglichenheit dieser Bezugsperson ist, sinken Bereitschaft

und Fähigkeit zur Aufnahme neuer Lerninhalte und zum Meistern neuer Situationen. Die dafür notwendige emotionale Kraft (Motivation, Offenheit, Flexibilität etc.) ist ohne diese Stabilität weitgehend absorbiert. Lern- und Konzentrationsschwächen haben hier ihre Wurzel. Das Phänomen ist bekannt: Scheidungskinder fallen in der Schule tief, ihr Humanvermögen wird aufgerieben und vergeschlossen.

Joachim Bessing bestätigt: „Die Familie als Ort der Entstehung von Generationen ist die einzige Art, sich mit stabilen Beziehungen vor dem ständigen Kulturwandel in der Gesellschaft zu schützen.“ Um sich vor Augen zu führen, wie resistent die Familie gegen alle anderen Beziehungsformen sei, brauche man sich nur in der Popkultur und den Single-Szenen umzusehen: „Die Familie als kulturelle Errungenschaft hat Ersatzkonstrukte wie Kommunen oder Szenen überlebt.“ Die Familie als Schutzraum der Intimität vor dem Wandel der Kultur und der sozialen Strukturen – das ist kein neuer anthropologischer Ansatz in der Familiendebatte. Der frühere Professor für Anthropologie, Papst Johannes Paul II., weist schon seit Jahrzehnten darauf hin. Im Frühjahr 2004 wiederholte er in einer spontan gehaltenen Ansprache in Rom: „Die Ehe und die Familie können nicht einfach als Produkt historischer Umstände angesehen werden oder als ein Überbau, der von außen der menschlichen Liebe aufgezwungen wird ... Ganz im Gegenteil, sie [Familie und Ehe] stellen ein inneres Bedürfnis dieser Liebe dar, damit sie sich in ihrer Wahrheit und in der Fülle der gegenseitigen Hingabe erfüllen kann. Auch die Charakteristiken der ehelichen Gemeinschaft, die heute oft missverstanden oder abgelehnt werden, wie die Einheit, die Unauflöslichkeit und die Offenheit für das Leben, sind notwendig, damit der Liebesbund authentisch sein kann.“

Für die Jünger der Moderne und der sozialen Beliebigkeit sind solche Aussagen nahezu mystisch, auf jeden Fall unverständlich. Denn während die Wirtschaft den Mangel an Humanvermögen immer deutlicher spürt, neigt die Öffentlichkeit,

jedenfalls die veröffentlichte Meinung, immer mehr dazu, die Beziehungswelt des Menschen in all ihren Aspekten zu vermarkten und die Privatheit oder Intimität ins grelle Licht des Voyeurismus, der Neugier und der Quotenträchtigkeit zu zerren. Treue und Unauflöslichkeit mögen der heimlichen Sehnsucht des Menschen entsprechen, sie vertragen sich nicht mit der für notwendig gehaltenen Offenheit und der Vielfalt des medialen Angebots. Der Markt legt sich nicht fest, er bietet nur an. Die offene Option ist sein Elixier. Und diese Haltung ist wie durch Osmose in unser Denken eingedrungen.

Veranstaltungen mit größerem Publikum sind eine unsichere Angelegenheit geworden. Man weiß selten, wie viele Teilnehmer wirklich kommen. Die erwünschten Rückmeldungen sind kein Gradmesser mehr, nur noch ein Mindestmaß. Die Verabredungskultur ist vom Pflichtdenken zum Marktdenken übergegangen. Zuerst wird die Angebotslage gesichtet, bevor man sich festlegt. Früher war die Beziehung zu Personen ausschlaggebend, heute ist es der Konsum- und Freizeitwert, manchmal auch nur der persönliche Nutzen für die Karriere. Hier offenbart sich ein Verlust an persönlicher Beziehungsfähigkeit, mithin an Menschlichkeit. Unmerklich hat sich dieses optionale Denken auch in die Unfähigkeit eingeschlichen, klare Aussagen zu treffen. Man überlässt Entscheidungen, auch kleine und unwichtige, entweder den Umständen oder den anderen. Sei es aus Angst vor den Folgen eines Neins,

sei es aus Angst, dadurch andere Optionen zu verlieren. Definitive und definatorische Aussagen legen fest. Das ist eine Gesellschaft, die permanent nach Konsens und Kompromissen sucht, nicht mehr gewohnt.

Das gilt auch für größere Lebensfragen. Man entschließt sich nicht, ein Kind zu bekommen, sondern „schafft“ es sich an. Und das möglichst spät. Natürlich ist jedermann/frau frei, diese Entscheidung nach seinen persönlichen Umständen zu fällen. Aber die Selbstverständlichkeit, mit der eine Liebesbeziehung auch diese Gedanken verfolgte, ist verloren gegangen. Sicher stellte man sich früher auch die Frage, was ein Kind kostet. Aber die Frage lautete eher: „Wie schaffen wir das?“ Und in dieser Frage ist das Beziehungsdreieck Mutter-Vater-Kind schon enthalten. Heute lautet die Frage eher: Was bringt es, was kostet es, sollen wir überhaupt eins haben? Und darin schwingt die Abwägung Kind-Konsum-Optionsverlust mit. Wer kleine Kinder hat, kann nicht mehr so ohne weiteres auf Parties, in die Oper, ins Theater – auf den Markt der Freizeitgesellschaft. Dass die Beziehung zu einem Menschen auch Glück mit sich bringt, spielt in der generativen Überlegung nur noch eine Nebenrolle. Das Preis-Leistungs-Verhältnis und das Kosten-Nutzen-Denken haben den Faktor Kind objektiviert. Besonders deutlich wird das bei einer Scheidung, wenn die Besuchs-, Sorge- oder Umgangsrechte mit dem Kind wie Claimrechte abgesteckt, eingeschränkt oder gar verboten werden. Das Kind als Gut oder Besitzobjekt. Auch hier

wieder: Weniger Beziehung, weniger Menschlichkeit, mehr ich.

Oder das Beispiel Gesundheit. Gesundheit ist zum „höchsten Gut“ des Menschen avanciert. Der Bestsellerautor und Psychotherapeut Manfred Lütz hat seinem Buch „Lebenslust. Wider die Diät-Sadisten, den Gesundheitswahn und den Fitness-Kult“ ein Wort von Platon vorangestellt. Es lautet: „Die ständige Sorge um die Gesundheit ist auch eine Krankheit.“ Lütz hält Deutschland im Sinne Platons für ein krankes Land. „Die Deutschen machen sich in einer Weise Sorgen um die Gesundheit, die völlig überzogen ist. Jede Geburtstagsrede über 65 hat mit Sicherheit den Satz: ‘Gesundheit ist unser höchstes Gut.’ Dabei ist das philosophisch völliger Unsinn. Gesundheit ist in der gesamten philosophischen Tradition des Abendlandes und des Morgenlandes niemals das höchste Gut gewesen“. Wenn es ein höchstes Gut gegeben habe, dann die Einheit von Heiligkeit und Glückseligkeit oder ganz allgemein Gott. Der hauptberuflich als Arzt für Psychiatrie tätige Autor hat auch Theologie studiert. Für ihn ist der Gesundheitswahn ein moderner Religionsersatz. Die Menschen glaubten „nicht mehr an Gott, aber an die Gesundheit“. Der Deutsche Fitness-Studio-Verband beziffert die Zahl seiner Mitglieder für das Jahr 2000 auf 4,59 Millionen Deutsche. Im gleichen Jahr 2000 seien noch 4,42 Millionen Deutsche in den katholischen Sonntagsgottesdienst gegangen. Lütz folgert: „Das Jahr 2000 ist also ein Wendepunkt“.

Fortsetzung folgt



Mel Gibsons Glaubenszeugnis „Die Passion Christi“

Widerrede gegen seine Kritiker aus dem deutschen katholischen Medienmilieu

D ass dieser Film einen Nerv treffen und Aufschreie provozieren würde, musste jedem Analysten der inländischen Kirchenszene klar sein. Die Leitmedien des deutschen katholischen *Juste Milieu* eiferten geradezu in teilweise polemischen, den Filminhalt verkürzenden Unwerturteilen. Das Feuilleton des *Rheinischen Merkur* kam dem Kirchenressort durch die Schlagzeile: „Evangelium mit der Peitsche“ zuvor und geißelte die „blutrünstige Einengung“ der Heiligen Schrift. Der Film sei geeignet, im US-Wahlkampf das „Ablenkungsmanöver“ der Bush-Administration zu flankieren, mit einer Wertediskussion von den anhaltenden wirtschaftlichen Problemen abzulenken. Verlierer der Debatte um „The Passion“ seien die großen jüdischen Organisationen, obwohl Gibson ihretwegen schon einiges Anstößige im Drehbuch gestrichen habe. So wurde aus dem in Aramäisch und Latein gedrehten Film auch die Unterzeile „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ (Mt 27,25) herausgeschnitten. – „Schade“, befand der Washingtoner *UPI*-Journalist *Uwe Siemon-Netto*, dass mit diesem Schriftzitat von hoher heilsgeschichtlicher Bedeutung „christliche Theologie der Political Correctness geopfert“ worden sei: „Wie eine Dusche sprüht die Speerwunde in der rechten Seite Jesu Blut und Wasser auf diejenigen, die unterm Kreuz stehen: ‚Sein Blut komme über uns‘ – und wasche uns von der Erbsünde rein. Ein anderes Mittel gibt es nicht“.

Doch wie sollen dieses Bild und seine Deutung in einer Teilkirche verstanden werden, in der selbst Geistliche und Mitglieder kirchlicher Kerngemeinden um die heils-

theologischen Begriffe „Erbsünde“, „Sühne“ oder „(Mess-)Opfer“ einen weiten Bogen machen wie die Katze um den heißen Brei? Ganz ungeniert kritisierte der Filmreferent der Deutschen Bischofskonferenz, *Peter Hasenberg*, in der Opferthematik bewege sich der katholische Regisseur „nicht auf der Höhe der theologischen Diskussion“ – als wenn diese diffuse Kategorie und nicht die verbindliche Lehre der Petrusnachfolger und der Konzilien entscheidender Maßstab für den katholischen Glauben sei. Auch *Werner Schneider-Quinseau*, Leiter der Jury des ökumenischen Filmpreises bei der Berlinale geißelte die „todesversessene Opfermythologie“ des Films. Man war sich im kirchlichen Experten-Milieu mal wieder selbstvergewissernd einig. Die Funktionsträger wissen es: Der Kreuzträger wird falsch interpretiert.

Genau hier, beim Thema Kreuzesopfer, liegt die Crux der Debatte: Eine weitgehend selbstsäkularisierte Christenschar ohne Glaubenswissen, die mit der verbindlichen Lehre ihrer Kirche nichts mehr anzufangen weiß und Kreuzwegandachten, Trauermetten und schmerzhaft Rosenkränze, Memento Mori und Leidensmystik aus ihrem religiösen Repertoire eliminiert hat, wird natürlich auch eine radikal-realistische Verfilmung der Passion ihres Erlösers nicht verstehen und sie kurzschlüssig in den Zeitkontext x-beliebiger Gewaltfilme einordnen. Dass beispielsweise schon in *Matthias Grünewalds* Altar-

bildern viel Blut von Jesu genagelten Füßen sprudelt, ist vielen gar nicht aufgefallen oder eben befremdlich „finsternes Mittelalter“. Man wendet sich lieber den leicht vermittelbaren, unanstößigen „Schokoladenseiten“ des Glaubens zu: Jesus ist ein guter Freund, der uns alle liebt, eine bessere Welt wollte, die Friedensstifter selig pries, für die Armen eintrat, Menschen heilte (natürlich nur „im übertragenen Sinn“) und schließlich sterben musste, weil er sich mit den bösen Autoritäten seiner Zeit anlegte. Für eine solche, in Kinderkatechese wie Erwachsenenpastoral verbreitete „Frohbotschaft statt Drohbotschaft“ ist das Abhängen von Kruzifixen in Klassenzimmern wenig aufregend (Bischöfin Jepsen hält die Krippe eh für das bessere Glaubenssymbol), Gibsons drastischer Passionsfilm aber ein Skandal.

Provokation für die „Christianity light“

Für den Lutheraner Siemon-Netto entscheidet der Erfolg des Films ausgerechnet im calvinistisch geprägten Amerika „die große ikonoklastische Kontroverse der Neuzeit zugunsten der Ikonodulen,



also der Katholiken, Orthodoxen und Lutheraner, über deren Altären eben nicht das leere Kreuz hängt. Dies ist besonders in den USA wichtig, wo sich Protestanten gern am Kreuzifix vorbei zur Auferstehung mogeln und damit eine ‚Christianity light‘ erfanden, über die *H. Richard Niebuhr* lästerte: ‚Ein Gott ohne Zorn bringt den Menschen ohne Sünde in ein Reich ohne Gericht mittels der Dienste eines Christus ohne Kreuz‘. Dieser Illusion hat Gibson ein Ende gesetzt. Es ist das Ende der homöopathischen Variante der Passion, die das Christentum ver-ludern ließ“. Der Hollywood-Star habe da durchaus zu recht „mit dem Vorschlaghammer draufgehauen“.



Auch an anderen theologischen Botschaften des Films mussten sich der schrumpfgläubige Kirchenzeitgeist und seine historisch-kritisch getrimmten theologischen Souffleure heftig stoßen. Zum Beispiel an der Figur des Satans, an dessen Existenz 68 Prozent der US-Amerikaner, aber nur 16 Prozent der Deutschen glauben und der einer teuflungsvergessenen Gotteswissenschaft allenfalls noch als „Phantasmagorie des Bösen“ (*Schneider-Quindeau*) akzeptabel erscheint; ebenso an Wundern wie Jesu „magischer“ Heilung des Malchus-Ohres und an der Darstellung seiner leiblichen Auferstehung. Exemplarisch hierfür ist die Kritik der Katholischen Filmkommission an einem „völlig überzogenen Wahrheitsanspruch, die Bibel authentisch wiedergeben zu wollen“ – „obwohl die Bibel doch ein Glaubenszeugnis und kein Dokumentarbericht ist“ (*Hasenberg*).

Doch der Glaubensinstinkt der frommen Teile des Kirchenvolks sowie ein Gutteil religiös interessierter kirchenfremder oder durch das Protestgeschrei einfach neugierig gewordener Zeitgenossen ließen sich dadurch vom Kinobesuch nicht abhalten. Ebenso wenig wie durch den Versuch von sonst nicht sonderlich auf Rechtgläubigkeit und Romtreue bedachten Kirchenjournalisten, *Mel Gibson* mit dem

Argument madig zu machen, er habe eine „Vatikan-kritische Gesinnung“ und gehöre einer traditionalistischen Splittergruppe an, die „sich von den Lehren der katholischen Kirche losgesagt hat“ (*Kirche und Leben* vom 14.3.). Während die Münsteraner Kirchenzeitung *Be-denken* deutscher Bischöfe (Leh-

mann, Wetter, Wanke) zu „massiver kirchlicher Kritik“ aufbauschte, berichtete *„Die Welt“* (15.3.), Rom begleite Gibsons Werk „mit unverhohlener Sympathie; der Papst gewährte dem Film eine Privataudienz, und aus der Kurie dringen empfehlende bis lobende Stimmen“. „Medienminister“ Erzbischof *John Foley* und Vatikan-Sprecher *Navarro Valls* verteidigten „Die Passion Christi“ gegen den Vorwurf des Antisemitismus, und Kurienkardinal *Castrillón Hoyos*, Präfekt der Klerus-Kongregation, soll ihn einen „Triumph der Kunst und des Glaubens“ genannt haben.

Während in den USA in den ersten 12 Tagen schon 30 Millionen Menschen „The Passion“ sahen und die von Gibson persönlich investierten Produktionskosten von rund 25 Millionen Dollar schon am ersten Tag eingespielt waren, ordnete die Deutsche Bischofskonferenz den Film in die Kategorie „filmisches Passionsspiel“ ein, welches eine „zentrale Frage des Glaubens“ anspreche; „Mit der drastischen Darstellung der Grausamkeit verkürzt es jedoch auf problematische Weise die Botschaft der Bibel“. Daher seien „begleitende Angebote“ zur kritischen Auseinandersetzung notwendig. Der Vorsitzende Kardinal *Lehmann*, der sich auch zu einer warnenden Erklärung mit dem EKD-Ratsvorsitzenden *Huber* und

Zentralrats-Präsident *Paul Spiegel* hinreißen ließ, äußerte die Befürchtung: „Die massiven Gewaltszenen können vielleicht doch indirekt eine negative Auswirkung auf die Menschen haben, die den Film sehen“, so dass dieser zwar nicht an sich, wohl aber seine Rezeption „antisemitische Unterstützung“ leisten könne. Mit diesem Argument läßt sich freilich auch das Evangelium selbst zu einem gefährlichen Text erklären. Der Hamburger Erzbischof *Werner Thissen* stellte denn auch klar, der angebliche „Antisemitismus“ werde „nur von außen an den Film herangetragen. Das kommt nicht aus ihm selbst. Ich meine nicht, dass dieser Vorwurf sich aus dem Film rechtfertigen lässt“. Er verlieh Gibsons Film das „Gesamt-Prädikat: empfehlenswert“: „Ich habe ihn einfach auf mich wirken lassen – er hat eine enorme Wirkung“.

Der abwegigste Vorwurf: „antisemitisch“

Tatsächlich ist der Vorwurf anti-jüdischer Motive oder Effekte anhand keiner einzigen Sequenz des Filmes plausibel zu machen. Nicht umsonst „haben viele Synagogengemeinden in den USA Tausende von Kinoplätzen für ‚The Passion of the Christ‘ gebucht, so wie sich ihre Mitglieder ja auch nicht scheuen, in einer Nachbarkirche die Matthäus- oder Johannespassion zu hören“, berichtete *Uwe Siemon-Netto*, und zitierte den Rabbiner *Daniel Lapin* mit dem Satz: „The Bible Belt is our security belt“. Will sagen: Im „Gürtel“ bibeltreuer Landstriche in den USA seien Juden am sichersten aufgehoben. Wenn der Film eine große religiöse Erweckung in Amerika auslösen werde, sei dies auch aus jüdischer Sicht eine gute Sache. Es gehört schon eine spezifisch deutsche Unentwegtheit und Selbstsuggestion im Aufspüren von „Antisemitismus“ dazu, wenn der Filmreferent der Deutschen Bischofskonferenz die Streichung der Unterzeile mit Mt 27,25 ohne Herausschnitt des aramäischen Sprech-



zitats so bewertet: „Als ein noch enthaltener Geheimcode könnte sie aber erst recht für antisemitische Kampagnen instrumentalisiert werden“. Dies mutet paranoid an.

Die Beteiligung von Juden am Prozess und Leidensweg Jesu ist zunächst biblisches und historisches Faktum, welches ein Passionsfilm nicht unterschlagen kann. Doch hebt die Inszenierung auch immer wieder Figuren hervor, die sich von der allgemeinen Hysterie absetzen: beginnend mit dem Knecht Malchus, der seine wunderbare Heilung durch den gefangen genommenen Juden schier endlos bestaunt, fortgesetzt durch zwei Mitglieder des Hohen Rates, die vergeblich gegen das regelwidrige Vorgehen der Mehrheit protestieren und einfach zur Seite geräumt werden (ein politologisch exemplarisches Grundmuster ohne ethnische Spezifität) bis zu den weinenden Frauen, der (an-)mutigen Veronika und dem zunächst nur widerstrebend helfenden Simon von Cyrene, dem ein römischer Soldat ein verächtliches „Jude!“ entgeschleudert, als er der Grausamkeit Einhalt gebieten will. Fast alle „Sympathieträger“ des Films sind Juden, neben Jesus an erster Stelle seine würdevoll Fassung ausstrahlende, die Heilsperspektive erahnende, mitleidende Mutter. Sie wird dargestellt von der rumänischen Jüdin Maia Morgenstern, die über ihre Rolle sagte: „Ich danke Gott, dass er mir erlaubte, die Liebe einer starken Mutter für einen starken Sohn darzustellen“.

Alle Negativdarstellungen jüdischer Akteure: der tobende Mob vor Pilatus, die scheinheiligen Intrigan-

ten des religiösen Establishments und die verlotterte Hofgesellschaft des Königs Herodes stellen unzweifelhaft „volksneutrale“, prototypische sozialpsychologische Dynamiken und Strukturen der Versuchung zum Bösen dar. Überhaupt ist der ganze Leidensweg Jesu nach Mel Gibson ein erschütterndes, großartig inszeniertes Drama des Ringens zwischen Gut und Böse, Liebe und Haß, Empathie und Resentiment, Bestialität und Humanität. Der Verdacht eines rassistischen Antisemitismus oder religiösen Antijudaismus ist vollkommen abwegig – und deshalb in den meisten Fällen vermutlich nur vorgeschoben. Nicht der Film droht antisemitisch instrumentalisiert zu werden, sondern der „Antisemitismus“ wird instrumentalisiert gegen den Film.

Der bedenkenswerteste Vorwurf: „übermäßig grausam“

Letzteres gilt sicher auch für das zweite Hauptargument: Jesu Leiden werde „in einer Gewaltorgie und im Blutausch überdimensional ausgestaltet“; Gibsons Film trüge zur „Erhöhung des Aggressionspotentials“ und zur Entstehung von „Rachegefühlen“ bei. „Die Gewalt erschlägt alles“ (*Schneider-Quindeau*). Auch Erzbischof *Thissen* meinte: „Weniger wäre mehr gewesen“, betonte aber zugleich, dass „diese lange, lange Abfolge von Blut und Wunden“ der traditionellen Leidensmystik entspreche: „Es ist also wirklich ‚o Haupt voll Blut und Wunden‘, wie es im Lied heißt.“

In der Tat ist die Leidensgeschichte nach Mel Gibson ein nicht enden wollender Weg der Grausam-

keiten, an dessen Ende der Körper Jesu so gnadenlos zerstört ist, dass es keinen Zentimeter ohne Blut und Wunden gibt. Nach der Misshandlung durch die Knechte des Hohenpriesters wird Jesus in einer schon für den Zuschauer schwer erträglichen Szene von den römischen Henkersknechten ausgepeitscht, bis seine Haut in Fetzen hängt und große Blutlachen im Hof zurückbleiben. Der Weg zur Hinrichtung des bereits halb tot Gemarterten ist nochmals eine endlose Reihe von Stürzen und Schlägen, bevor ihm große Nägel durch Hände und Füße getrieben werden und er im aufkommenden Unwetter und Erdbeben vor den Augen seiner Mutter qualvoll am Kreuz stirbt. Dem ihn lästernden, mitgekreuzigten Verbrecher hackt vor der Zerschlagung der Gebeine noch ein Rabe eine Aue aus. Hier, wie auch bei den quälend langen, immer wieder neu aufgenommenen Sequenzen der Geißelung Jesu fragt man sich in der Tat, ob Aussage und Wirkung des Films nicht auch mit weniger physischer Brutalität hätten erreicht werden können. Andererseits: Muss nicht auch dem gefolterten Jesus und den ihm verbundenen Beobachtern die Schreckensszene schier endlos vorgekommen sein? Wollte uns der Regisseur bewusst in diese quälende Länge und ständige Wiederkehr der Peinigung hineinnehmen?

Die Grausamkeit als Gibsons „Lust an der Gewalt“ (*Schneider-Quindeau*) abzutun, ist allzu billig und nicht fair. Der tief gläubige Regisseur hatte andere Motive: „Ich glaube, dass ich die Geschichte so getreu und authentisch wie möglich erzählt habe, dass ich mich voll und ganz an die Evangelien gehalten habe und dass meine Arbeit gut



genug ist, um dem Allmächtigen zu gefallen“ (*You! Magazin* 2/04). Jesu Passion war tatsächlich grausam und kann es (darf es vielleicht sogar) daher in einer Darstellung, die das Leiden des Erlösers aufdrückend vor Augen führen will, nicht weniger sein. Künstler früherer Jahrhunderte bemühten sich dafür durch Malerei und Musik um möglichst drastische Sinneseindrücke. Der Realität suggerierenden oder abbildenden Macht des audiovisuellen Mediums Film gelingt dies heute noch fesselnder durch die weitgehende Aufhebung der betrachtenden Distanz. In einer darstellerisch fast tabulosen Gesellschaft war es nur eine Frage der Zeit, bis die Ausnahme ausgerechnet der traditionsreichsten Leidensschau unserer Kultur vom sonstigen Trend aufgehoben würde. Wer dies nicht erträgt, kann bei bestimmten Szenen die Augen schließen, Zuflucht zum Gebet nehmen oder sich der Darstellung gar nicht erst aussetzen. Er kann die psychische Last im Fall der „Passion Christi“ aber auch als ein Mit-Leiden mit seinem geschundenen Erlöser und mit den vielen Folteropfern – auch verfolgten Christen – unserer Zeit aushalten und „aufopfern“.

„Gewalt verherrlichend“ ist der Film schon gar nicht, denn die Qualen Jesu werden durch geschickte Filmschnitte immer wieder aus der Perspektive des Entsetzens, der Empörung und des Mitleids gezeigt: durch die Augen seiner Mutter und Maria Magdalenas, des Lieblingsjüngers Johannes wie des reuigen Judas, des Pilatus und seiner Frau, welche die Hinrichtung abzuwenden versuchen. „Gewaltverherrlichung“ kommt da nicht auf, es sei denn bei schwer kranken Seelen.

Auch dass im Mitvollzug der Passion des zur „Schlachtbank“ geführten „Lammes Gottes“ Aggressionen und Rachegefühle entzündeten, ist mehr akademisches Hirngespinnst als Realität. Wer die Reaktionen in und Aussagen vor dem Filmsaal beobachtete, registrierte eher ein andächtig wirkendes Schweigen, Trä-



nen, Traurigkeit, Nachdenklichkeit und jene „Zerknirschung“, die in einer Leid verdrängenden und schuldvergessenen Zeit zum raren menschlichen und geistlichen Gut geworden ist. Unbußfertigen verbürgerlichten Gewohnheitschristen, in deren Kirchen Beichtstühle als leeres Accessoire nur an früheren Glaubensernst erinnern, tut eine Dosis Erschütterung über das Sühneopfer Christi und Zerknirschung über die eigene Lauheit ganz gut. Da muss man nicht gleich über eine „zutiefst antichristliche“, inszenierte

„Überwältigungsstrategie“ (*Schneider-Quinseau*) lamentieren. Jedes spannende Drama schlägt Zuschauer in seinen Bann, warum sollte dies nicht auch das Drama von Golgatha dürfen? Diese Inszenierung zu dieser Zeit kann zwar durchaus „als Ruf zur Fahne“ (*Die Welt*) gedeutet werden, aber in einem entgegengesetzten Sinn als bei den Gotteskriegern der Gegenwart: „So sind wir Zeugen zweier großer Fanale des Glaubens, des 11. Septembers, bei dem Attentätern der Himmel versprochen wurde, wenn sie möglichst vielen Ungläubigen Leid zufügten, und der ‚Passion Christi‘, wo ein Mensch größtmöglichen Schmerz erleidet, um alle zu erlösen. Gibson ist eine christliche Antwort auf Atta“ (*Hans-Georg Rodek* in *Die Welt* vom 15.3.).

Der bekannte amerikanische Filmkritiker Roger Ebert gibt zu bedenken, „Die Passion Christi“ sei zweifellos der grausamste Film, den er je gesehen habe, aber als ehemaliger Ministrant verstehe er völlig, worauf es Gibson angekommen sei: „Wir Ministranten wurden beim Beten des Kreuzweges dazu angehalten, über das Leiden Christi zu meditieren. Doch für uns war dies nicht unbedingt eine besonders spirituelle Erfahrung. Christus litt, Christus starb, Christus ist von den Toten auferstanden, wir sind erlöst und hoffentlich kommen wir rechtzeitig nach Hause, um das wichtige Basketballspiel von Illinois nicht zu verpassen. Was Gibson mir, zum ersten Mal in meinem Leben geschenkt hat, ist eine auf den Magen schlagende Ahnung dessen, was Christus in der Passion erlitten hat.“ Besser kann man den Sinn der Gibsonschen Drastik nicht einsichtig machen.

Der symptomatischste Vorwurf: „mangelnde Tiefe“

Trotzdem meint – nicht nur – die evangelische Kirche in Deutschland, dem Film fehle „theologische Tiefe“; die gezeigte Brutalität könne daher nicht ausgeglichen werden (*Rheinische Post* vom 12.3.). Nun gehört zur Tiefenwirkung eines Films immer auch die Tiefe des geistig-seelischen Resonanzbodens beim Betrachter. Könnte dies der Grund dafür sein, dass der Film in einem religiöseren Land (77 Prozent der Amerikaner bezeichnen sich als „religiöser Mensch“, 43 Prozent der Deutschen) mit geistlich vitaleren Kirchen auf weniger Ablehnung stößt als in einem stärker entchristlichten Land mit weitgehend selbstsäkularisierten Kirchen? Die Vermutung liegt schon deshalb nah, weil sich die behauptete Oberflächlichkeit und Verkürzung der christlichen Botschaft anhand etlicher Filmszenen widerlegen lässt.

Zunächst: Gibsons filmisches Passionsspiel enthält kurze Rückblenden in das Leben und Wirken Jesu, wodurch wesentliche christliche Botschaften vermittelt und – was entscheidend ist – in Beziehung zu seiner Leidensgeschichte gesetzt werden. So zeigen etwa Ausschnitte der Bergpredigt und von der Inschutznahme der Ehebrecherin gegen die Steinigung durch Glaubenseiferer, welchen Lebenswandel in Barmherzigkeit und Demut, Nächstenliebe und Einsatz für das Reich Gottes der Menschensohn verkündete. Besonders eindrucksvoll hat der Regisseur den Opfertod Jesu in den liturgischen Kontext gestellt, indem er Szenen der Aufrichtung des Kreuzes und des

Abendmahls mit der Fußwaschung und dem Brechen des Brotes parallel montierte, so dass Brot und Wein als sein Leib und sein Blut sinnfölig werden.

Leidensweg und Opfertod Jesu werden schon dadurch theologisch korrekt eingeordnet, dass vor Beginn der Handlung ein Schriftwort aus dem vierten Lied vom Gottesknecht auf der Leinwand erscheint:



„Er wurde durchbohrt wegen unserer Verbrechen, wegen unserer Sünden misshandelt. Weil die Strafe auf ihm lag, sind wir gerettet, durch seine Wunden sind wir geheilt“ (Jes 53,5). Haben die Kritiker der angeblich allzu „schlichten Botschaft“ dieses Films (*RM* vom 4.11.) das übersehen? Oder sagt es ihnen nichts? Dann fehlte nicht dem Film, sondern ihnen selbst die spirituelle Tiefe. Bei einer Pressekonferenz in Augsburg zog Kurien-Erzbischof *Foley* den theologisch richtigen Schluss: „dass ich selbst mitverantwortlich bin für das Leiden von Jesus Christus“.

Mangelnden geistlichen Ernst wird man Gibson und seinem Team kaum nachsagen können. Während der Dreharbeiten in Rom wurde täg-

lich die Heilige Messe gefeiert. Der Regisseur selbst erklärt die Entstehung seines Films so: „Vor zirka 13 Jahren hatte ich eine schwierige Zeit in meinem Leben, und das Betrachten der Leiden Christi, seiner Passion, hat mir geholfen, diese Zeit durchzustehen. (...) Ich bin zu den Wunden Christi gegangen, damit meine eigenen Wunden geheilt würden. Durch Lesen, Studieren, Betrachten und Beten begann ich zu verstehen, was er wirklich durchgemacht hat. Ich begann zu begreifen wie noch niemals zuvor, obwohl ich die Geschichte sicherlich schon viele Male gehört hatte. (...) Die Art und Weise, wie ich Jesu Leiden sah, berührte mich innerlich und begann zu wachsen, bis es schließlich den Punkt erreichte, an dem ich die Geschichte einfach erzählen, sie loswerden musste (...) Irgendwie hat der Film vieles in mir geheilt. (...) Jeder Mensch muss irgendwann Leiden ertragen. Ob man daraus etwas lernt oder nicht, liegt an uns selbst. Aber es gibt etwas Positives im Leiden, man kann aus dem Leiden etwas Gutes gewinnen“.

Wer die spirituelle Qualität dieses Films beurteilen will, der sollte vielleicht nicht zuerst naserümpfende Kathedertheologen und Medienbürokraten befragen, sondern die Leidenden unter seinen Zuschauern. Wer selbst einen Kreuzweg geht oder gegangen ist, wird wohl sensibler registrieren, dass der (von Jim Caviezel ausdrucksstark dargestellte) schon völlig entkräftete Jesus nach einem schmerzhaften Sturz aus eigenem Willen wieder aufsteht, sich wie mit einem inneren „Ja“ unter das Joch beugt und sich fast liebevoll an den schweren Holzbalken schmiegt. Hier wird ohne Worte deutlich, dass der Film



nicht zeigen will, wie ein Mensch grauenvoll seines Lebens beraubt wurde, sondern wie der Sohn Gottes sein irdisches Leben aus Liebe hingegeben hat. So kann dieser Film, der auch durch den Titel *Ecce Homo* („Da, seht den Menschen“; Joh 19,5) legitimiert werden könnte, zu einem millionenfachen Trost für die Leidenden und Trauernden werden. Und eine Mahnung an alle, sich die Abgründe der menschlichen Natur bewusst zu machen.

Diese „Passion Christi“ hat auch – da sie, wo Herzensbildung ist, zu Herzen geht – die Qualität, zu einem Missionsinstrument zu werden, außerhalb und innerhalb der Kirche. Billy Graham brachte es auf den Punkt: „Gibson erreicht mit einem einzigen Film, wofür ich ein Leben lang predigen muss.“ Sicher ist er vorrangig ein Film für laxer Christen, nicht zuletzt für die Geistlichen unter ihnen. Ein Bischof, dem man dies wahrlich nicht nachsagen kann, bekannte nach der Vorführung: „Wenn ich die nächste Heilige Messe feiere und beim Hochheben des Allerheiligsten spreche: ‚Dies ist mein Leib, für Euch hingegeben ...‘, werde ich das anders tun als zuvor. Und wenn ich den nächsten schmerzhaften Rosenkranz bete, werde ich ganz anders mit den Augen der Mutter in die Augen des Sohnes schauen können“. Schon für die Inspiration einiger weniger hätte sich der große Aufwand gelohnt, meint der mit Kollegenspott und Medienhämie überhäufte Regisseur (z.B. „Peinliche Pein: Mel Gibson missioniert“; *RM* vom 4.3.). Er trägt es gelassen: „Ich bete für die Menschen, die zornig sind. Ich glaube tatsächlich, dass ihre Vorwürfe falsch sind“. Quod erat demonstrandum. □

Dr. Andreas Püttmann, Dinslaken, ist Politikwissenschaftler, Publizist und Referent der Konrad-Adenauer-Stiftung, krankheitsbedingt im vorläufigen Ruhestand.

Jürgen Liminski:

Mut zum Kind – eine Frage des Glücks

Gerade beim Herzenswunsch gilt das Wort des Papstes: Fürchtet euch nicht

In der Bundesrepublik Deutschland leben rund neunzehn Millionen Ehepaare. Davon ist etwa die Hälfte kinderlos. Und von diesen kinderlosen Ehepaaren sind wiederum eine Million ungewollt kinderlos. Die Frage stellt sich: Warum wollen die achteinhalb Millionen anderen Ehepaare keine Kinder? Dafür gibt es wohl eine ganze Reihe von Antworten. Ein Grund ist nicht messbar: Der Mut zum Kind. Unser Autor hat sich darüber Gedanken gemacht.

Es war noch nie eine Selbstverständlichkeit, ein Kind zu bekommen. Auch früher nicht, als unser televisionär ermittelter „Beste“, Konrad Adenauer, leichtfertig behauptete, „Kinder kriegen die Leute immer“. Das war 1957, er führte damals die dynamische Rente ein, und es war seine Antwort auf den Einwand seiner Berater, das System könne nur funktionieren, solange genug Kinder, sprich Beitragszahler nachwachsen. Das ist seit Mitte der sechziger Jahre nicht mehr der Fall. Die Pille machte die Kinderfrage zur Option und angesichts des Armutrisikos auch zur Mutfrage. Denn man weiß heute: Kinderreiche Familien und Alleinerziehende mit Kindern sind Spitze – in den Armutsstatistiken von Banken, Gewerkschaften, Kirchen, Regierung und Verbänden.

Erst vor kurzem hat das Münchener Ifo-Institut ausgerechnet, was Eltern verfassungswidrig zu viel an Steuern gezahlt haben. Mindestens 33 Milliarden Euro in den Jahren 1990 - 2002. Weniger Rente, Kinderstrafsteuer, außerdem gesellschaftliche Ächtung: Es wundert nicht, dass viele Paare auf die Erfüllung ihres Kinderwunsches verzichten. In der Tat, neunzig Prozent der Paare, die sich ein Kind wünschen und sich dennoch entschlossen,

keins zu bekommen, tun dies aus finanziellen Gründen. Sie glauben, es sich in unserer Wohlstandsgesellschaft nicht leisten zu können. Ihnen fehlt nicht nur Geld, sondern auch der Mut.

Mit anderen Worten: Wer heute ein Kind bekommt, zeigt Lebensmut. Es ist nicht nur die materielle Frage, die diese Entscheidung beeinflusst. Dahinter verbirgt sich auch ein Stück Lebensphilosophie. Wer heute ein Kind bekommt, hat andere als finanzielle Gründe, meist sind es, wie Blaise Pascal sagte, „die Gründe des Herzens, die der Verstand nicht begreift“. In diesem Sinn sind Kinder nach einem Wort des deutschen Frühromantikers Novalis „sichtbar gewordene Liebe“. Das ist der Hauptgrund. In der heutigen Verhütungs- und Sicherheitsgesellschaft muss man sich schon ein Herz fassen und den Mut aufbringen, um dieser Einstellung zum Leben zu verhelfen.

Gemeinsam ist den „Kindermutigen“ und den „Kinderverzagten“ die Suche nach dem Glück. Kann man es in der Familie finden? Es ist immer noch so, dass Glück im allgemeinen Bewusstsein mit Familie assoziiert wird. Für 71 Prozent der Deutschen gehört „ein glückliches Familienleben“ zum Glück schlecht-

hin. Eine Feldumfrage im Hause des Autors bestätigt diese Einschätzung. Auf die Frage, was ist für dich Familienglück, antwortet Mimi, damals zehn Jahre alt: „Meine Geschwister“, Gwenaël, zwölf Jahre, schon etwas allgemeiner und abstrakter: „Ganz viele Brüder und Schwestern“; Nathanaël, genannt Momo, 16 Jahre und das schulische Ausnahmekind: „Familienglück, das ist Gemeinsamkeit und Bereicherung durch Lob und Kritik“ (Hier musste der Vater erst mal nachdenken...) Arnaud, 19 Jahre, meinte: „Kinder und Kommunikation“, seine Freundin Ini, 17 Jahre: „Kinder und finanzielle Absicherung“, David, 21: Zusammenhalt, gegenseitige Unterstützung, Schutz. Und Annabelle, heute 31, zusammenfassend und fast mit den gleichen Worten wie die Mutter: „Familienglück, das ist Geborgenheit und selbstlose Liebe. Man braucht nichts zu leisten, um geliebt zu werden, man hat Rollen, spielt aber keine. Man lebt in Beziehungen der Liebe, sie sind immer tiefer als Beziehungen zu Freunden“. Vanessa, verheiratet und in Amerika lebend, ergänzt: „Vertrauen, vertrauliches Gespräch, Zärtlichkeit, Respekt vor dem Anderen“.

Es geht nicht nur um das genetische Bad. Hier kommen Aspekte und Verhaltensmuster um das Glück

ins Spiel, die sich schwer messen lassen und die auch über das persönliche Empfinden und Befinden hinausgehen: Die selbstlose Liebe, das Angenommensein um der Person willen, ganz gleich, was sie hat oder leistet, wie sie aussieht oder was sie tut. Wir haben zehn Kinder. Denen, die von der Zahl beeindruckt meinen, das sei eine tolle Familie, sagen wir: Vielleicht. Denn es kommt nicht auf die Zahl an. Nicht die Zahl konstituiert Familie, sondern die Qualität der Beziehungen. Freilich gilt auch: Ohne Mehrzahl kaum oder keine Beziehungen. Bei einem Kind gibt es drei Beziehungen, bei zwei schon sechs, bei drei bereits zehn. Man muss der Familie, den Kindern, auch die Chance zur Qualität geben, und deshalb ist eines der größten Geschenke, die Eltern ihrem Kind machen können, dass sie ihm Geschwister schenken. Damit schenken sie Beziehung, potentielle und reale Liebe, Nestwärme, Kraft zum Leben, Mut zum Leben.

Die Glücksforschung hat als gesicherte Erkenntnis herausgefunden, dass Glück ein „Nebenergebnis“ der Sinnerfüllung ist. Familienmenschen seien deshalb besonders glücklich, weil sich in der Familie und insbesondere in den Kindern ein Lebenssinn bietet, eine

Perspektive über sich selbst hinaus schaffe, so wie die Liebe. Dazu bedürfe es einer Entscheidung. Und die klassische Lehre vom gelungenen Leben – angefangen bei Aristoteles über Thomas von Aquin bis hin zu Kierkegaard oder Guardini – sieht in dieser Entscheidung auch die Erfüllung der Freiheit. Denn Freiheit sei eine Entscheidungstat.

Grundsätzliche Entscheidungen erfordern Mut, das ist eine alte Wahrheit. Schon der große Staatsmann Perikles sah diesen Zusammenhang. Seid überzeugt, sagte er den Bürgern Athens, „dass das Geheimnis des Glücks die Freiheit, das Geheimnis der Freiheit aber der Mut ist“. Heute gehört, in einer verzagten und zukunftsunsicheren Gesellschaft, dazu zweifellos auch der Mut zum Kind. Die Gesellschaft, gerade die alternde, sollte diesen Mut honorieren. Aber selbst wenn sie sich dieser Honorierung verweigert und die Familie ausbeutet, was derzeit in Deutschland der Fall ist, dann ist das für christliche Ehepaare kein Grund, den natürlichen Kinderwunsch total zu verdrängen. Hier gilt das Wort Pauls VI. von der verantwortlichen Elternschaft – und mehr noch das Leitmotiv, unter das Johannes Paul II. sein Pontifikat stellte: Fürchtet Euch nicht! □



„Kirche heute“ brachte in Nr. 2/2004 die Erklärung des Bamberger Erzbischofs Dr. Ludwig Schick zum Skandal der über Steuern finanzierten Abtreibung. „Der Erzbischof hat eine Sprache gefunden, die allen helfen kann, gravierende Missstände in unserem Land beim Namen zu nennen. Es wäre zu wünschen, dass sein Appell zu einem unüberhörbaren Aufschrei in der Gesellschaft würde, dem sich die Verantwortlichen in der Politik nicht entziehen könnten“ – So die Redaktion: Das Folgende aus der Erklärung des Erzbischofs.

Mehr als 41 Millionen Euro hat der Staat 2003 aus Steuereinnahmen für Abtreibungen ausgegeben. Wenn man noch hinzunimmt, was jährlich an staatlichen Zuschüssen den Beratungsinstitutionen wie zum Beispiel Donum Vitae und Pro Familia zufließen, die den Schein ausstellen, der die „rechtswidrige“ Abtreibung „straffrei“ macht, sind die fünfzig Millionen Euro aus der Staatskasse für die „Anti-Life-Bewegung“ in der Bundesrepublik weit überschritten (...)

Es ist seit langem bekannt, dass vor allem anderen die demographische Situation und die Entwicklung in Deutschland den Notstand des ganzen Sozialsystems verursachen. Auch die ökonomische Auswirkungen der Überalterung bzw. der „Unterjüngung“ sind hinlänglich beschrieben. Dessen ungeachtet wird anstatt das Leben zu fördern, der Tod finanziert. Die Millionen, die für die Tötung noch nicht geborener Kinder ausgegeben werden, müssen den kinderreichen Familien und der Finanzierung der Rente für Erziehungsjahre zukommen. Das Geld für die hundertausendfachen Abtreibungen wird dringend für das Kindergeld, Kindergartenplätze, Schulmittel und Jugendarbeit gebraucht, wie die derzeitige Spardiskussion auf allen Ebenen deutlich zeigt.

Es ist ein Betrug am mündigen Bürger, der sich erfolgreich gegen die Bezahlung der Abtreibungen aus seinen Krankenkassenbeiträgen gewehrt hat und nun klammheimlich gezwungen wird, diese über seine Steuern mitzufinanzieren. Nach Bekanntwerden dieser Zahlen ist es noch unverständlicher, dass die katholischen Schwangerenberatungsstellen der Caritas und des Sozialdienstes Katholischer Frauen keine staatliche Förderung mehr erhalten, seit sie keine Beratungsscheine mehr ausstellen, die die rechtswidrige Abtreibung straffrei machen. Weil sie ausschließlich und zweifelsfrei für das Leben beraten und wirken wollen, werden sie abgestraft, andere Beratungsstellen, die den Schein ausstellen, werden mit achtzig Prozent der Gesamtkosten gefördert. Der Staat muss das „Schwangerenhilfegesetz“ von 1995 wie vorgesehen mit all seinen

Zeit im Spektrum

Auswirkungen auf den Prüfstand stellen (...). Die anonyme Geburt sollte trotz auch verständlicher Einwände von Psychologen ermöglicht werden (...)

Die Adoptionen müssen erleichtert werden. Es gibt nachweislich sehr viele adoptionswillige und geeignete Ehepaare.

Der Staat muss sich eindeutiger für die Ehe und Familie als lebensbringende, lebensbejahende und lebensfördernde Keimzelle der Gesellschaft mit allen rechtlichen und administrativen Möglichkeiten einsetzen. Das *Ja zum Leben* muss klarer und eindeutiger in der Bundesrepublik Deutschland werden.

Dem Staat auf die Sprünge helfen?

„Wie umgehen mit Blasphemie?“ fragt Helmut Anders in einem Artikel „Blasphemie, Ekel und die Freiheit der Kunst“ (in „Komma“ Nr. 21/2004; Pommerotter Weg 15, D-52076 Aachen). „Auch wenn es schwerfällt – zunächst einmal für die beten, denen die Beschimpfung Christi und der Spott über seine Mutter Spaß machen“ rät der Autor, schlägt darüber hinaus aber, ohne konkreter zu werden, auch noch etwas anderes vor:

Es ist einfach nicht wahr, dass unsere öffentliche Ordnung Gotteslästerung, die sich auf Meinungs- oder Kunstfreiheit beruft, tolerieren muss. Auch in noch so künstlerischem Gewand wird eine rechtsradikale Idee zu Recht nicht toleriert. Eine Phalanx der Empörung steht sofort. Ebenso wenig wird die Beschimpfung anderer Religionen, der jüdischen etwa oder des Islam, geduldet. Aus Angst vor dem Aufruhr, den sie auslöst. Der Staat erwartet den Aufruhr, betrachtet öffentliche Gotteslästerung in eklatanten Fällen als Störung des öffentlichen Friedens und erklärt sie zum Straftatbestand. Bestraft wird nach § 166 des Strafgesetzbuches, wer öffentlich entweder den Inhalt des religiösen oder weltanschaulichen Bekenntnisses anderer oder eine Kirche oder Religionsgemeinschaft oder ihre Einrichtungen „in einer Weise beschimpft, die geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören.“

Zu entscheiden, ob die Religionsbeschimpfung geeignet ist, den öffentlichen Frieden zu stören, sieht sich in Deutschland die Justiz bei Christen außer-

stand. Offenbar haben Christen Hemmungen, der Justiz die Rechtshilfe zu leisten und die Störung ihres Friedens sichtbar zu machen. So gesehen, kann man den § 166 StGB durchaus als Einladung des Gesetzgebers an gläubige Christen verstehen, bei eklatanten Fällen öffentlicher Blasphemie auf die Straße zu gehen und die öffentliche Ordnung zu stören. In den Grenzen der christlichen Moral, versteht sich, die aber gerade auch das kompromisslose Eintreten für die Ehre Gottes und Widerstand gegen öffentliche Unmoral und Gotteslästerung verlangt. Störung der öffentlichen Ordnung in diesen Fällen bewegt sich also im Rahmen des Rechtsgehorsams. Mehr sie leistet der Justiz die Hilfe, die sie braucht, um den vorhandenen Strafbestand auch zu beweisen.

Das aber ist eine Aufgabe der christlichen Bürger und nicht kirchlicher Amtsträger. Zumal bei uns, wo das Land von konfessionellen Laienverbänden geradezu strotzt. Man denke nur an den sogenannten „organisierten Laienkatholizismus“ mit all seinen Vertretungen bis hinauf zum Zentralkomitee der deutschen Katholiken. Soviel Power und nicht ein bisschen Mut zu etwas Zoff, der unserm Staat da auf die Sprünge hilft?

Wer ist „Märtyrer“?

Sind islamische Selbstmord-Attentäter „Märtyrer“? – In einem Artikel über die frühchristlichen Märtyrer betont Dr. Stefan Heid, Professor für Liturgie und Hagiographie am Päpstlichen Institut für Christliche Archäologie in Rom, die Notwendigkeit, den christlichen Begriff „Märtyrer“ von dem der Islamisten zu unterscheiden („Als Märtyrer den wichtigsten Sieg errungen“ in: *L'Osservatore Romano/Wochenausgabe in deutscher Sprache*, 26. März 2004, S. 5)

Der überlebensgroße Apostel Paulus am Aufgang zum Petersdom hält ein nach oben gerecktes Schwert. Angesichts der heutigen Sprachverwirrung, wonach man vielfach islamistische Sprengstoffattentäter als „Märtyrer“ bezeichnet, sollte bewusst werden, dass Paulus nicht deshalb Märtyrer wurde und mit erhobenem Schwert dargestellt wird, weil er gegen die „Ungläubigen“ in den Glaubenskrieg gezogen ist, sondern weil er sich wehrlos durch die römische Staatsmacht mit dem Schwert hat exekutieren lassen, allein weil er Christ war. Denn sollten wir es unwidersprochen hinnehmen, dass man den christlichen und den islamischen Märtyrerbegriff durcheinander wirft, werden unsere uninformierten Zeitgenossen demnächst behaupten, die Christen seien nicht besser als fanatische Islamisten. Damit wäre der christliche Ehrbegriff des Märtyrers zum Unwort geworden und nicht mehr brauchbar.

Neue „Spiritualisierung“ der Kirche?

Auf der Österreichischen Pastoraltagung, die am 9. Januar 2004 in Salzburg stattfand, forderte der Wiener Pastoraltheologe Prof. Paul M. Zulehner eine neue „Spiritualisierung“ der Kirche. Die katholische Kirche müsse wieder die erste Adresse für die zunehmende Zahl der „spirituell Suchenden“ werden. Offensichtlich ist es im deutschsprachigen Raum noch zu wenig bekannt, dass Gott selbst diese neue „Spiritualisierung“ der Kirche einleitete, indem er weltweit in nahezu allen Kirchen und Konfessionen eine mächtige Heilig-Geist-Bewegung in Gang gesetzt hat. Sie hat bereits viele Millionen Gläubige erfasst. Allerdings ist Deutschland – insbesondere, was die katholische Kirche betrifft, – hiervon noch mit am wenigsten betroffen. Im Unterschied zu anderen Ländern gibt es bei uns kaum einen Bischof, einen Theologieprofessor und nahezu auch keine Priester, die sich für diese Neuausgießung des Heiligen Geistes geöffnet haben.

Die Heilige Schrift zeigt, dass nach der Geistausgießung an Pfingsten eine machtvolle Evangelisation beginnt. Lukas hat dies in seiner Apostelgeschichte geschildert. Freilich sind bei uns viele theologisch Gebildete der Meinung, dass es die von Lukas beschriebenen Ereignisse und Wunder so nie gegeben habe und deshalb auch heute bei uns nicht geben könne. Hinter dieser Auffassung steht letztlich ein als „wissenschaftliche Erkenntnis“ getarnter Unglaube. Was Lukas schildert, was Johannes in den Abschiedsreden beschreibt und Paulus besonders im 1. Korintherbrief (Kap. 12, 4-11) anführt, sind Realitäten, die auch bei uns Wirklichkeit werden können, wenn wir uns neu für den Heiligen Geist öffnen. Solange wir uns freilich scheuen, Todsünde als das zu bezeichnen, was sie tatsächlich ist, und andererseits das Beichtsakrament stillschweigend abschaffen, kann das „Neue Pfingsten“ nicht kommen. Wie Papst Johannes Paul II. immer wieder betont, will der Heilige Geist uns heiligen und von der Sünde wegführen. Erst wenn sich in dieser Hinsicht bei uns eine tiefgreifende Umkehr vollzogen hat, wird die katholische Kirche für „spirituell Suchende“ wieder anziehend werden. Wenn wir uns aber weiterhin gegen den Heiligen Geist verschließen, dann wird sich heute die gleiche Tragödie wiederholen, die vor 2000 Jahren geschehen ist: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ (Jo 1, 11).

Dr. Hansmartin Lochner

Für den christlichen Märtyrerbegriff sind zwei Dinge grundlegend: das passive Erdulden des Todes und der Verzicht auf jedwede Provokation, was zugleich jeden Fanatismus ausschließt. Wie sehr die christlichen Märtyrer jede Form von Gewalt ablehnen, zeigt allein die Tatsache, dass die Märtyrer für ihre Verfolger beten. In den Worten des Stephanus: „Herr rechne ihnen diese Sünde nicht an“ (Apg 7,60).

Es gehört zum christlichen Grundverständnis, dass der Märtyrer nie Gewalt anwendet, nie das Leben anderer in Gefahr bringt.

Verzicht auf wahre Einheit?

„Ökumene – Der steile Weg der Wahrheit“ ist der Titel eines Sammelbandes mit Beiträgen von Leo Kardinal Scheffczyk zum katholisch-evangelischen Dialog. Es sind – so der Autor – Beiträge zur „nicht nur bejahenden, sondern auch kritischen Beurteilung des landläufigen Ökumenismus, der vielfach relativistische und illusionäre Züge angenommen hat“ (Verlag Franz Schmitt, Siegburg 2004; ISBN 3-87710-279-4). Auf einen fundamentalen Unterschied bzw. Wechsel bei der ökumenischen Zielsetzung weist der Kardinal schon im Vorwort seines Buches hin:

Ein Befund ..., den die Ökumenische Theologie leider kaum reflektiert: die Ersetzung des einzig verbindlichen kirchlichen Zieles der „Wiedervereinigung“, nämlich „die Wiederherstellung der sichtbaren vollen Einheit aller Getauften“ (Ut unum sint, 77), durch die gänzlich anders gewordene Zielsetzung der ökumenischen Theologie in den Ersatzvorstellungen von der „versöhnten Verschiedenheit“, der „differenzierten Einheit“ oder der schlichten „Anerkennung“ der protestantischen Gemeinschaften als „Kirche Jesu Christi“.

Die ökumenische Theologie rühmt sich heute vielfach der Fortschritte, die sie im ökumenischen Dialog unter Verwendung der wissenschaftlichen Hermeneutik (der Verstehenslehre) erbracht habe. Aber hermeneutische Bemühungen, die wesentlich auf das Verstehen des Anderen, des Verschiedenen gerichtet sind, können nicht die Wahrheitsfrage ersetzen (...) Der vielgebrauchte (um nicht zu sagen: missbrauchte) Begriff des „differenzierten Konsens“, der sich mit einer Gemeinsamkeit in „Grundintentionen“, in gleichen „Anliegen“ oder mit dem „Bewusstsein von der Zusammengehörigkeit“ zufrieden gibt, verfehlt die von der Kirche erhobene Forderung: „Der Anspruch der Wahrheit muss bis auf den Grund gehen“ (Ut unum sint, 79).

Einem denkenden Glauben wird nicht verborgen bleiben, dass die sogenannte „Einheit der Vielfalt“, die sogar aus einander widersprechenden Sätzen herausgelesen wird, den von der Ökumene-En-

zyklika genannten „Scheinlösungen“ gleichkommt (Ebda., 79). Der hier künstlich hergestellte „Konsens“ wird dem „gesunden Menschenverstand der allermeisten Christen – um deren Einheit im Glauben es ja geht – als schierer Dissens vorkommen“ (G. Sala). Schließlich scheitert der „differenzierte Konsens“ auch an der biblischen Tatsache, dass Jesus Christus keine unverbindliche Pluriformität wollte, sondern eine Wesenseinheit forderte nach Maßgabe des „Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin“ (Joh 17,21).

Jeder sein eigener Gott – aber sterblich

Über den Papst und die Situation der Kirche in Westeuropa sprach „Pur-Magazin für Politik und Religion“ mit dem 80-jährigen belgischen Geistlichen Gustaav Joos, Dorfpfarrer, Domkapitular, lange Zeit Professor für Kirchenrecht und Moraltheologie am Priesterseminar in Gent, Leiter auch des dortigen kirchlichen Gerichts. Im vergangenen Jahr wurde er vom Papst zum Kardinal ernannt (Pur 3/2004, S.12; Friedrich-Wirth.Str. 4; D-88353 Kisslegg). Zu dem „Problem, dass offizielle Vertreter der Kirche nicht mehr die Lehre der Kirche vertreten“, sagte der Kardinal in dem Interview:

Das ist in der Tat ein großes Problem. Es sind so viele Gebiete, auf denen Theologen und Gläubige nicht mehr mit der Lehre der Kirche einverstanden sind (...)

Nachdem wir 30-40 Jahre in Europa nach dem Motto „Keine Polarisierung“ gearbeitet haben und die Kirche heute noch 10 Prozent echte Katholiken hat, glaube ich, dass es jetzt Zeit wird, wieder Farbe zu bekennen. Wir müssen den Leuten wieder klar sagen: „Wenn Sie überzeugter Katholik sind, müssen sie das und das glauben. Wenn Sie das nicht mehr glauben, sind sie kein guter Katholik (...)

Angst vor den Medien? Das dauert doch nur eine Woche, dann haben die schon wieder eine neue Sensation. Eine Woche haben Sie Ärger, dann ist es vorbei (...)

Die Schwierigkeit einer Mission in Europa besteht ganz einfach darin, dass die Leute das Evangelium und die Lehre der Kirche gar nicht mehr interessiert (...)

Was mich unruhig macht, ist die unendliche Ruhe so vieler Menschen. „Lebe den Tag, genieße das Leben!“ und zum Schluss einen schönen Beerdigung in der Kirche und das war's dann (...)

Wirklich wichtig im Leben ist nur, wie wir vor Gott erscheinen werden. Alles andere, ob wir Kardinal sind oder Straßenarbeiter, ist unwichtig (...)

In der heutigen Zeit, in der jeder selbst entscheidet und sein eigener Herrgott ist, bleibt die Vorausschau auf das ewige Leben auf der Strecke. Man hat offenbar den Gedanken an das ewige Leben nicht mehr nötig (...)

BÜCHER

Dr. med. Patrick Thellier: Lourdes: wenn man von Wundern spricht. St. Ulrich Verlag, 2003, S. 136, ISBN 3-936484-11-2, 17,40 Euro, sFr 29.00.

Der Autor Dr. med. Thellier ist Leiter des Medizinischen Büros des Marienheiligtums Lourdes und Präsident der Internationalen Vereinigung von Lourdes. Er berichtet über das Wunder von Lourdes: Die Geschichte der Bernadette Soubirous, der am 11. Februar 1885 die Mutter Gottes in der Grotte von Massabielle erscheint und das Mädchen anspricht: „Machen Sie mir die Freude, 15 Tage lang hierher zu kommen“. Sie weist sich aus mit „Ich bin die unbefleckte Empfängnis“. Bernadette „besitzt einen gesunden Menschenverstand und hat Charakterstärke“. Der Pfarrer und der Ortsbischof begreifen. Aus Lourdes wird in

wenigen Jahren der große Marienwallfahrtsort, zu dem Menschen in hoffnungsvoller Erwartung kommen und gestärkt heimfahren. Das Auftreten von medizinisch nicht erklärbaren Heilungen – fast 7000 sind bekannt, aber nur 66 sind vom medizinischen Büro offiziell anerkannt – ist nicht das Wichtigste. Der Verfasser geht dann in lebendigen Dialogen auf Fragen ein, wie „Gibt es noch Wunder?“, „Was steckt hinter den Wundern?“, „Kann man Wissenschaft und Glauben versöhnen?“. Der Autor bringt Beispiele von Heilungen: Körperliche Gebrechen, aber auch Formen von scheinbar ausweglosen Abhängigkeiten, z. B. von Magie oder Astrologie, die durch das fürbittende Gebet zur Gottesmutter geheilt werden. Er öffnet aber vor allem den Blick für vielfach unbeachtete Vorgänge, die wirkliche Wunder darstellen, z. B. Vorgänge im menschlichen Körper, und sagt: „Wunder sind Teil des Lebens; um sie zu sehen, muss man sich öffnen...“ *Hubert Gindert*



Thomas Mayer: Katholische Farbstudenten im Kulturkampf. Eine Untersuchung der Periodika katholischer Korporationsverbände im 19. Jh. (zugleich Diss., Uni Mainz), Stein am Rhein 2003; Format A5, 364 Seiten, 101 teilweise ganzseitige Fotos und Abb., Statt Euro 39,- jetzt nur noch Euro 19.-; zu bestellen über den Christiana-Verlag, Postfach 110, 78201 Singen, mail: info@christiana.ch

Die vorliegende Untersuchung stellt nicht nur eine exakte Eruierung der Quellenlage bzgl. der Periodika katholischer Korporationsverbände im 19. Jh. dar, sondern darüber hinaus ein hervorragendes Kompendium der geistigen Strömungen im 19. Jh. überhaupt. Der Verfasser lässt u.a. deutlich werden, wie der Kampf einzelner katholischer Studentenkorporationen um ihre Existenzberechtigung im Rahmen des Kulturkampfes aussah, einschließlich universitätsgerichtlicher Verbote und existenzbedrohender Polizeiaufsichten.

Angesichts der Omnipotenz des Staates ging es den katholischen Korporationsverbänden nicht um den Kampf um des Kampfes willen, denn sie wurden ja im Kulturkampf bekämpft. Vielmehr ging es immer wieder darum, heute als selbstverständlich erscheinende Existenzrechte zu sichern. Und der Kampf war nicht ohne inhaltliche Ziele. Es ging vor allem darum, „das Universitätsleben wieder so einzurichten, dass Kirche und Universität, Glaube und Wissenschaft nicht wie zwei feindliche Mächte einander gegenüberstehen.“ Durch wissenschaftliches Studium wirkten die ka-

tholischen Studentenkorporationen auf der Grundlage des katholischen Glaubens gegen den wachsenden Indifferentismus und Materialismus. Die ernste Wissenschaftspflege war verbunden mit Religion und Freundschaft, wie es sehr schön das Unitaswappen darstellt: Rechts Anker und Kreuz für Glaube und Religion; links oben ein Buch für das Wissenschaftsprinzip; links unten der Handschlag für das Prinzip der Freundschaft; rechts unten Zirkel und Unitasfarben. Freundschaft stand und steht natürlich im Gegensatz zur „Unsitte des Duells“, welches ein Zeichen des Kampfes ist und verworfen wurde.

Wie sehr die Missstände der Zeit analysiert und schließlich korrigiert worden sind, sieht man am Beispiel der Todesstrafe. Zu dieser Frage hat es zahlreiche Vorträge und Veröffentlichungen gegeben. Überhaupt spielten Menschenwürde und Lebensrecht eine ganz besondere Rolle. Es kann auch nicht überraschen, dass zahlreiche Persönlichkeiten wie Konrad Adenauer, Heinrich Brüning und Pater Rupert Mayer aus katholischen Korporationsverbänden hervorgegangen sind.

Die vorliegende Dissertation ist nicht nur ein historisches Nachschlagewerk von Bedeutung, sondern ebenfalls ein vorzügliches Lehrbuch. Heutige Studenten und andere Personenkreise können lernen, wie aus der Kraft des Glaubens, der Wissenschaftspflege und der Freundschaft die notwendigen Veränderungen in Kirche und Gesellschaft herbeigeführt werden können.

Univ.-Prof. Dr. Manfred Balkenohl

Hinweis:

Sonderausstellung Bonifatius: Fulda 3.4.-4.7.2004, tägl. geöffnet. Vonderau Museum, Jesuitenplatz 2, Hinweise: Tel: 0661-928350, Fax: 0661-9283513; Zum 1250. Todestag des Apostels der Deutschen veranstaltet die Stadt und das Bistum Fulda eine umfangreiche Ausstellung im Vonderau-Museum, im Dom-Museum und in der Krypta des Fuldaer Domes.



Gebetsmeinung des Hl. Vaters Mai 2004

1. dass die auf der Ehe zwischen einem Mann und einer Frau gründende Familie als Keimzelle der menschlichen Gesellschaft anerkannt werde.
2. dass die Gläubigen auf die Fürsprache Mariens die Feier der Eucharistie als das Herzstück der kirchlichen Missionstätigkeit erkennen.

Nachrichten

Für gleiche Behandlung der Beratungsstellen: Nach dem Rückzug der katholischen Kirche aus dem staatlichen Beratungssystem werden die katholischen Beratungseinrichtungen in Bayern seit 2001 zu 100 Prozent von der Kirche finanziert. Die Beratungsstellen im staatlichen System erhalten zu 95 Prozent öffentliche Mittel. Laut Frau Richardi, der Landesvorsitzenden des Sozialdiensts katholischer Frauen (SkF), suchten immer mehr Schwangere die 23 katholischen Beratungsstellen in Bayern auf. So ließen sich dort im vergangenen Jahr 16.166 Frauen beraten. Im Jahr 2000, als die Stellen noch im System der staatlichen Beratung waren, wurden 14.318, 2002 rund 15.200 Beratungsfälle gezählt.

Diese Zahlen belegten, dass die katholische Schwangerenberatung erfolgreich zum Schutz des ungeborenen Lebens und zur Solidarität mit Müttern und Kindern in Notlagen beitrage, unterstrich Richardi.

Münchner Kirchenzeitung, 8.3.04

Kardinal Lustiger warnt: „Kopftuchgesetz“ kann Religionskrieg auslösen.

Das Gesetz, das religiöse Symbole in Schulen verbietet, sorgt in Frankreich für Unruhe: Ordensfrauen erlebten Kritik, weil sie öffentlich ihren Habit trugen.

Der Pariser Kardinal Jean-Marie Lustiger hat die französische Regierung vor einer durch das „Kopftuchgesetz“ ausgelösten Religionskrise gewarnt. Das Gesetz, das religiöse Symbole in öffentlichen Schulen verbietet, öffne „unfreiwilligen Brandstiftern“ Tür und Tor, sagte Lustiger gegenüber dem Radio France-Inter. Er habe Dutzende von Berichten aus dem ganzen Land erhalten, wonach in jüngster Zeit Christen belästigt wurden, weil sie ein Kreuz trugen.

An einer Pariser Universität sei einer Frau das Kreuz, das sie um den Hals trug, von anderen Studenten abgerissen worden. Ordensfrauen hätten gemeldet, sie seien kritisiert worden, weil sie sich öffentlich mit dem Habit zeigten.

Kathnet 16, Januar 2004



Die Verantwortlichen der neugegründeten Aktionsgemeinschaft „Pater Rupert Maier“ in München.

Von links: Ehepaar Inge und Hans Schwanzl, Hartmut Hinkelmann (Vorsitzender), Ehepaar Traudl und Ansgar Kneißl

Messfeiern im alten Ritus

gemäß Altritus-Indult und Motu proprio „Ecclesia Dei“ siehe Heft 1/2004, S. 29

Sühnenacht - Sühneanbetung

Berlin: St. Ansgar: 7.5.2004, 17.10 Uhr, Kreuzweg; St. Norbert: 8.5.2004, 9.30 Uhr Sühnesamstag; 14.5.2004, 22.00 Uhr, Sühnenacht, 23.5.2004, 15.00 Uhr, Kinderro.kr., 27.5.2004, 18.00 Uhr, MPB Zönakel Helferkreis; Hinweise: 030/4964230

Krefeld: 3.5.2004, St. Peter, Krefeld-Uerdingen; 18.00 Andacht m. sakr. Seg. 19.00 Uhr Hl. Messe, 20.00 Uhr Ro.kr. m. sakr. Seg.; Hinweise: 02151-730592

Konstanz: 8.5.2004, 19.00-21.00 Uhr, Klinikum, Kleine Kapelle, Anbet., Lobpreis, Ro.kr., Hinweise: 07531-23368

Leuterod/Ötzingen: 25.5.2004, mtl. Treffen der Mitgl. d. Marian. Segenskreises, Maria-Hilf-Kirche; Sühnegebetsstd., Eucharistiefeier, Predigt, Beichte, euch. Anbet. v. 18.00 - 22.00 Uhr, m. Pfr. R. Lambert.

Nächtliche Anbetung in Oberhaid 15./16.5.2004 nächtl. Anbetung in der Pfarr- und Wallfahrtskirche Oberhaid bei Bamberg. ab 20.30 Uhr, Ende 5.30 Uhr;

Veningen: 1.5.2004, ab 19.30 Uhr, Engel d. Herrn u. Ro.kr., Hl. Messe, Auss. d. Allerhl., sakr. Seg. Hinweise: 06324-64274

Wietmarschen: 1.5.2004, St. Matthiasstift, Marienvesper 16.30 Uhr; Hinweise: 05921-15291

Geistlicher Donnerstag in St. Marien, Hagen: 6.5.2004, 18.00 Uhr Messfeier m. Predigt, Bischof Clemens: Christus der Gute Hirte, zuvor: ab 16.30 Uhr Rokr.-gebet, Anbet., Beichtgel., Hinweise: 02331-22600

Buchhinweis:

Zum Holocaust in der Slowakei

Prälät Prof. Dr. Walter Brandmüller, der Präsident der Päpstlichen Historischen Kommission, hat ein Buch zum Thema „Holocaust in der Slowakei und katholische Kirche“ herausgegeben (Verlag Ph. C.W. Schmitt). Er beschreibt darin die politische, gesellschaftliche und religiöse Situation der Slowakei in den Jahren 1939-1945, die Judenverfolgung dieser Zeit und das Verhalten der Kirche hierzu. Er bringt erstmals die Texte der Verlautbarungen der slowakischen Bischöfe zur Judenverfolgung und wertet erstmals auch die einschlägigen Dokumente aus den Archiven des Hl. Stuhls aus, Quellen aus denen sich u.a. eine sehr differenzierte Beurteilung der Rolle ergibt, die der slowakische Staatspräsident Josef Tiso, ein katholischer Priester, seinerzeit gespielt hat. – Näheres dazu in einem der nächsten Hefte.

Aktionsgemeinschaft Christ-Gesellschaft-Staat:

8.5.2004, 9.00 Uhr Salesianisches Zentrum „Haus Overbach“, Jülich-Barmen, 10.15 Uhr, Prof. DDr. W. Ockenfels: Politik zwischen Macht und Moral; 13.15 Uhr, Abschlussgottesdienst m. Prälät A. Poll; Hinweise: 02428-3529

Marienwallfahrt nach Santiago de Compostela vom 31. Mai bis 11. Juni 2004

Die diesjährige Wallfahrt des Internationalen Mariologischen Arbeitskreises geht über die Marienheiligtümer in Chartres, Angoulême, Ponferrada, Santiago de Compostela, Torreciudad, Lourdes und Ars. Abfahrtsorte sind Köln und Kevelaer. Geistlicher Betreuer ist H.H. Dr. German Rovira. Anfragen und Programme: Internationaler Mariologischer Arbeitskreis Kevelaer e.V., Maasstr. 2, 47623 Kevelaer, Tel. 02832-799900, Fax 02832-978202, mail@imak-kevelaer.de, www.imak-kevelaer.de

Aktionsgemeinschaft:

Initiativkreis Bamberg: 16.5.2004, 18.30 Uhr, Bürgerspital, Michelsberg 10d, P. Dietrich von Stockhausen: Erfahrungen eines Seelsorgers in Heroldsbach. Hinweise: 0951-24832

Initiativkreis Osnabrück: 6.5.2004, 19.00 Uhr, Pfarrheim St. Ansgar, P. Josef A. Herget CM: Christentum und Islam – zwei Welten im Widerspruch; Hinweise: 05429-929235

Aktionskreis Speyer: 23.5.2004, 15.30 Uhr, St. Sebastian, Ludwigshafen, Domkapitular Dr. N. Weis: Die Ehe in Leben und Lehre der kath. Kirche; Hinweise: 06324-64274

Aktionskreis Trier: 23.5.2004, 14.30 Uhr, Missionshaus der Weißen Väter, Prof. DDr. W. Ockenfels: Macht und Moral der Medizin; 14.00 Uhr, Andacht) Hinweise: 06587-991136

Forum der Leser

In meiner Pfarrkirche lag dieser Tage das Programmheft für den 95. Deutschen Katholikentag 2004 in Ulm aus. Beim Durchblättern war ich über die Auswahl der offiziellen Teilnehmer geradezu entsetzt.

Zunächst war man offenkundig bestrebt, die ganze Breite der politischen Prominenz unseres Landes aufzubieten. Sie entnehmen dem Briefkopf, dass ich selber Politiker war: 30 Jahre war ich haupt- und ehrenamtlich in kommunalpolitischen Führungspositionen tätig. Und ich begreife gern, dass Politiker das Bestreben haben, bei kirchlichen Ereignissen Präsenz zu zeigen. Das mag Kirche auszeichnen und einen Akzent setzen wider die Entchristlichung unseres öffentlichen Lebens. Aber diese Entchristlichung wird doch von politischen Kräften betrieben, die man auch heutzutage präzise umgrenzen und bezeichnen kann. Warum treten dann aber deren Repräsentanten bei einem Katholikentag auf? Da sehe ich Namen, die für die Auflösung von Ehe und Familie oder für deren Marginalisierung stehen. Ich sehe Namen, die mit der Preisgabe ungeborener Kinder verknüpft sind. Und das Großaufgebot von Politikern nährt den Verdacht, den Matthias Kamann in der heutigen Ausgabe der Tageszeitung „Die Welt“ in seinem Artikel „Verdrängte Passion“ geäußert hat, „Fortsetzung des Staates mit anderen Mitteln“ zu sein. Das wäre nicht nur zu wenig, das müsste Kirche verfälschen!

Schlimmer noch ist es, dass man Persönlichkeiten auftreten lässt, die in de-

monstrativem Konflikt mit dem Heiligen Vater und der mit ihm verbundenen Hierarchie stehen: Ich nenne Eugen Drewermann und Jacques Gaillot. Solchen Zeitgenossen offiziell das Wort zu geben, ist schlicht selbstzerstörerisch.

Es muss also bei der Kritik bleiben, die der verewigte Erzbischof Dr. Johannes Dyba an den Katholikentagen seiner letzten Jahre geübt hat; und die Kritik der Kardinäle Meisner und Ratzinger an dem jüngsten „Ökumenischen Kirchentag“ in Berlin lässt sich mühelos auch auf den kommenden Katholikentag anwenden.

Das Geschehen in Ulm kann nicht mein Katholikentag sein. Das bedauere ich, und das macht mich zornig.

Bernhard Mihm

Ein „Bruch mit der Tradition“? (Nr. 3/2004, S. 88)

Im 8. Kapitel seiner Dogmatischen Konstitution über die Kirche sagt das 2. Vatikanum: die von Jesus Christus gegründete Kirche „besteht fort“ (subsistit) in der katholischen Kirche. In der Vorlage zu dem Dokument hatte es statt „besteht fort“ (subsistit) geheißen: „... *ist* die katholische Kirche“. Wird durch diesen Wechsel im Ausdruck die Lehre der Kirche aufgeweicht, wie manche meinen? In meinem o.a. Artikel hatte ich dazu geschrieben: „Das lateinische »subsistit« weicht die Lehre der Kirche nicht auf, es präzisiert sie.“

In seinem Leserbrief in Nr.3/2004, S. 122, fragt Herr Dr. Luettmer dazu nun, was an der Aussage „subsistit=besteht fort“ denn präziser sein sollte als an der Aussage „ist die katholische Kirche“.

Meine Antwort: „subsistit=besteht fort“ ist *an der betreffenden Stelle des Konzilstextes* vor allem deshalb präziser als nur ein „est=ist“, weil es das Überdauern der Kirche in der Geschichte zum Ausdruck bringt, das Nicht-Überwältigt-Werden durch die Pforten der Hölle, das der Heiland für seine Kirche verheißen hat (Mt 16,18). Es bringt, wie es in der

angeführten Stelle von „Dominus Jesus“ heißt, zum Ausdruck, „dass es eine in der apostolischen Sukzession verwurzelte Kontinuität zwischen der von Christus gestifteten und der katholischen Kirche gibt“; man dürfe deshalb nicht annehmen, „die Kirche Christi *bestehe* heute nirgendwo mehr“ (Nr16/17; Hervorhebung durch uns). Im Konzilsdekret über den Ökumenismus „Unitatis redintegratio“ Nr. 4,3 wird das speziell auch von der *Einheit* der Kirche gesagt; als Ziel der ökumenischen Bewegung ist da angegeben, „dass ... alle Christen zur selben Eucharistiefeier, zur Einheit der einen und einzigen Kirche versammelt werden, die Christus von Anfang an seiner Kirche geschenkt hat, eine Einheit, die nach unserem Glauben unverlierbar in der katholischen Kirche *besteht*“ (quamque inamissibilem in Ecclesia catholica subsistere credimus).

Dass „subsistit=besteht fort“ an der betreffenden Stelle besser angebracht ist als nur ein „est=ist“, dürfte auch klar werden, wenn man die Stelle im Zusammenhang liest; hier die Kernsätze: „Der einzige Mittler Christus hat seine heilige Kirche (...) hier auf Erden als sichtbares Gefüge verfasst und trägt sie als solche unablässig (...) Dies ist die einzige Kirche Christi (...) Sie zu weiden hat unser Erlöser nach seiner Auferstehung dem Petrus übertragen (Jo 21,17), ihm und den übrigen Aposteln hat er ihre Ausbreitung und Leitung anvertraut (...) Diese Kirche, in dieser Welt als Gesellschaft verfasst und geordnet, *besteht fort* (subsistit) in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird.“

Im übrigen: Bei dem Begriff „subsistere=fortbestehen“ ist das „esse=sein“ mitausgesagt; was fortbesteht, *ist* ja doch auch, und zwar zeitüberdauernd. Das „subsistit“ im Konzilstext ist nicht mehrdeutig. Wie es zu übersetzen ist, kann man in jedem lateinischen Wörterbuch nachlesen. *Heinz Froitzheim, 84503 Altötting*

Anschriften der Autoren dieses Heftes:

- Stephan Baier
Hohen-Rhain-Str. 57, A-8092 Graz
- Ehrendomherr Edmund Dillinger
Saarbrückerstr. 18,
66299 Friedrichsthal
- Dr. Hermann Geißler FSO
Collegio Paulino,
Via di Val Canuta 32, I 00166 Roma
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Dr. Andreas Püttmann
Weststr. 74 A, 46535 Dinslaken
- Peter Seewald
Liebigstr. 10A, 80538 München

DER FELS - Katholische Monatsschrift.
Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.
Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.
Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert
Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,
e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de
Verlagsleitung: ebendorf , Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Egger Satz + Druck GmbH Landsberg

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.
Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering
Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.; Landsberg-Ammersee Bank eG,
KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00, Postbank München, Nr.: 598935-806, BLZ: 700 100 80
Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;
Schweiz: Bestellungen wie oben, Fels e.V., Schweizer Postscheckkonto Nr.: 40-352273-9
Andere Länder: Bestellungen wie oben, Auslandspostanweisung oder Eurocheck - an: Auslieferung „Der Fels-Verein e.V.“, Postfach 11 16, D-86912 Kaufering.

„Befreie, die zum Tode geschleppt werden
und die zur Schlachtbank wanken,
rette sie doch!“ Spr. 24, 11

Dr. Margarete Sommer und „ihre“ geretteten Kinder

Neben den vielen Deutschen, die während der NS-Diktatur angesichts der Verfolgung von Juden, Christen und Kommunisten wegschauten, gab es auch die Mutigen, die den Wehrlosen unter Einsatz ihres Lebens beigegeben haben. Zu ihnen gehörte die Berliner Katholikin Frau Dr. Margarete Sommer (21.07.1893 - 30.06.1965). Frau Sommer wusste hinter sich ein Netzwerk von „alten“ Beamten und Wohlfahrtsorganisationen im katholischen und evangelischen Milieu. Tausende brachte sie teils legal, teils illegal ins Ausland, Hunderte versteckte sie in Deutschland. Da zum Verstecken und zur Versorgung eines einzelnen Juden mindestens 15 Personen im Hintergrund nötig waren, muss die Zahl der heimlichen Helfer sehr groß gewesen sein. Zu ihnen gehörten auch die späteren Mitarbeiter Adenauers, Heinrich Krone und Hans Globke. Heimlich informierten sie Frau Sommer zweimal vorab über ein geplantes „Zwangsscheidungs-gesetz“, von dem 150 000 Menschen mit Kindern in so genannten jüdisch-archaischen Mischehen betroffen gewesen wären. Frau Sommer erreichte, dass die katholischen und evangelischen Bischöfe einen gemeinsamen öffentlichen Protest androhten, was die Hitler-Regierung nach Kriegsbeginn von der Verwirklichung dieses Gesetzes abhielt.

Aus Gründen der Geheimhaltung durften sich die Helfer untereinander

nicht kennen. Auch die Geretteten sollten über ihre Verstecke und ihre Helfer möglichst wenig wissen. Bei Frau Sommer liefen viele Fäden zusammen. Sie ließ ungezählte Juden in kirchlichen Gebäuden und in Privatquartieren verstecken und auch Lebensmittel besorgen. Der Priester Ernst Thrasolt hatte auf Bitten von Frau Sommer gleichzeitig vier Juden in seinem Keller versteckt. Frau Sommer hatte sich bereits 1933 geweigert, als Dozentin an einer sozialen Fachschule nationalsozialistische Gedanken und Gesetze zu vertreten. Erwartungsgemäß verlor sie ihre Dozentenstelle. Sie fand dann Arbeit in kirchlichen Hilfswerken. Als Leiterin der Bischöflichen Hilfsstelle war sie Prälat Lichtenberg unterstellt. Dieser wurde verraten. Auf dem Transport ins KZ Dachau ist er gestorben. Papst Johannes Paul II. hat ihn später selig gesprochen.

Ein besonderer Einsatz von Frau Sommer galt der Rettung jüdischer Kinder. Bei so genannten Mischlingskindern hatte sie oft Erfolg. Noch am 11.02.1945 schrieb ihr ein Häftling aus dem KZ Sachsenhausen: „Es beruhigt mich und tröstet mich immer mehr, dass sich meine Kinder in Ihrer Obhut befinden. Ich empfinde es als Gottesgeschenk.“ Mancher Jude bekannte ihr gegenüber, dass er sich in der Umgebung



von praktizierenden Christen am sichersten fühlte. Wegen der strengen Überwachung schlugen auch viele Rettungsversuche fehl. Frau Sommer hatte keine eigenen Kinder. Deshalb riskierte sie viel, und sie sah alle Geretteten als ihre eigenen Kinder an. Ihr Wirken fand später die Anerkennung des Staates Israel durch die Aufnahme in die Gedenkstätte Yad Vashem, wo der Opfer des Holocaust und auch der Helfer der Verfolgten gedacht wird. Nach dem Krieg unterstützte sie die befreiten Opfer und bald auch die neuen Opfer des Kommunismus. 1950 musste sie mit ihrer kranken Mutter aus dem kommunistischen Ostberlin nach Westberlin fliehen. Man solle, so sagte sie, aus einer Diktatur dann flüchten, wenn man gezwungen werde, am Unrechtsgeschehen mitzuwirken. Im Westen arbeitete sie mit bei der Gründung der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit. Am 30.06.1965 starb sie. Wie viele Menschen sie gerettet hat, weiß Gott allein.
Eduard Werner